E.T.A. Hoffmann / Klaus Deterding

DER FEIND

Das Fertige Fragment

Königshausen & Neumann

E.T.A Hoffmann / Klaus Deterding – Der Feind

E.T.A. Hoffmann / Klaus Deterding

Der Feind

Das Fertige Fragment

2., durchgesehene und verbesserte Auflage

Königshausen & Neumann

Titelillustration: Steffen Faust

Die Deutsche Bibliothek — CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation
ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
Umschlag: Hummel / Lang, Würzburg

Printed in Germany
ISBN 3-8260-2247-5
www.koenigshausen-neumann.de
www.buchhandel.de
www.dbdb.de

Vorwort

Hoffmann hat den *Feind* als eine seiner letzten Erzählungen zum Teil schon auf dem Krankenbett diktiert und als Fragment hinterlassen. Es gibt keinen Hinweis in Briefen, Notizen oder überlieferten mündlichen Äußerungen, aus denen ersichtlich würde, wie er die Handlung hätte fortsetzen und abschließen wollen. Der Versuch einer Ergänzung ist daher mit Risiken behaftet. Er setzt Kühnheit voraus – eine Kühnheit, die sich nur zutrauen darf, wer in Hoffmanns Gesamtwerk, in seinem poetischen Kosmos zu Hause ist. Bei Klaus Deterding ist das der Fall. Sein poetologisch erhellender Aufsatz über den „Kunzischen Riß" in den Mitteilungen der Hoffmann-Gesellschaft (1982), die Dissertation zur *Poetik der inneren und äußeren Welt bei E.T.A. Hoffmann* (1991) und das anschließende Buch *Magie des Poetischen Raums. E.T.A. Hoffmanns Dichtung und Weltbild* (1999) weisen ihn als gründlichen Kenner des Werkes, der Briefe und Selbstzeugnisse aus.

Eine zweite wichtige Anforderung an den Fortsetzer eines Hoffmann-Fragments ist stilistischer Art. Es gilt, einen Ton zu treffen, der keinen Bruch empfinden läßt zwischen dem überlieferten Originaltext und der Fortsetzung. Deterding hat sich dem Duktus von Hoffmanns Sprache bis in die Nuancen des Personalstils angepaßt. Auch im Materiellen, im Erzählstoff ist Hoffmanns Manier gewahrt, so vor allem bei den Genreszenen des Wirtshauses.

Natürlich lag die größte Schwierigkeit nicht in dieser Mimikry, sondern im Fortführen und Verknüpfen der Erzählstränge. Die Dürer-Solfaterra- und die Raphael-Mathilde-Handlung waren auszukomponieren. Für beide hat sich Deterding der Salmasius-Figur bedient, im ersten Fall in der Rolle des Vertrauten, im zweiten in der des Agenten, der lenkend eingreift. Das erforderte die Einführung einer neuen Figur, des Grafen Dietrich, dessen klug inszenierter Auftritt auf der Hallerwiese den Sängerwettstreit und damit das Geschick Mathildes entscheidet. (Daß hier die *Meistersänger* aus dem „Kampf der Sänger" durchschimmern, ist offensichtlich.)

Übrigens ergibt sich an dieser Stelle eine aufschlußreiche Pointe: Nicht der jugendlich-stürmische Raphael setzt sich über die Meistersängerregeln hinweg, sondern der ältere, gefestigte Dietrich, der also den Jüngeren nicht an äußerer Korrektheit, sondern an Tiefe der Gefühlswirkung übertrifft, die sein Lied erregt.

Genau weiß Deterding wohl auch nicht mehr, wann sich die Vorstellung bei ihm festgesetzt hatte, es müsse möglich sein, den *Feind* zu Ende zu schreiben – wenn nicht so, wie es Hoffmann selber getan hätte (wer wollte das wissen bei einem derart genialen Künstler?), dann doch so, daß die Ergänzung plausibel oder wenigstens widerspruchsfrei erscheint. Ein Test wäre hier, den unbefangenen Leser des Ganzen jene Stelle bezeichnen zu lassen, wo Hoffmanns Text endet, die Fortsetzung einsetzt. (Mangelnder Erfolg bei solchem Versuch hat den Fortsetzer veranlaßt, in einer Nachbemerkung den Punkt zu bezeichnen.)

Sein Unternehmen sieht Deterding als „ganz und gar *im Dienste* Hoffmanns". Die Ergänzung beutet nicht das Vorhandene aus, um sich selbst damit möglichst viel Aufmerksamkeit zu verschaffen. Solch Verzicht auf Eitelkeit oder Koketterie ist heute so rar, daß er schon deshalb Erwähnung verdient. Nicht nur darum, sondern auch wegen der erneuten Beschäftigung mit dem *Feind*, die seine Ergänzung auslöst, gebührt dem Fortsetzer Dank, ebenso dem Verlag, der den ‚ganzen' *Feind* der Leserschaft vorlegt.

Alfred Behrmann

Der Feind

Erstes Kapitel

„Noch einen tüchtigen vollgefüllten Römer, Herr Wirt; zwar schlug es schon neun, aber der Regen stürmt an die Fenster; wir sitzen hier traulich und warm beisammen, und ich merke schon, wir werden heute ein wenig aus dem Schick kommen und Mühe haben, die Bürgerglocke einzuhalten. Kommt Ihr Eurerseits aber auch aus dem Schick, Herr Wirt, und geht ein Fäßlein weiter, wenn Ihr einschenkt, und irrt Euch in der Sorte!"

So rief der ehrsame Bürger und Drechslermeister Franz Weppering, der an dem breiten Tische in der Gaststube des Wirtshauses zum ‚Weißen Lamm' den besten Platz einnahm.

„Oho !" erwiderte der kleine freundliche Herr Thomas, indem er sich das kleine schwarzsamtene Käppchen in die Stirne schob und zugleich mit dem schweren Kellerschlüsselbunde harmonisch klapperte, „oho ! was den Schick betrifft, das heißt, die schönen Ordnungen, Privilegien, Satzungen, Gesetzlichkeiten, Edikte und Verordnungen, wie sie von Kaiser und Rat ergangen, so sucht darin der ehrsame Thomas, weltberühmter Gastwirt in der weltberühmten Reichsstadt Nürnberg, dessen Tugenden der Himmel gehörig zu wägen und zu lohnen wissen wird, in deren Kenntnis seinesgleichen. Aber anlangend den Wein, so wäre es ja außerm Schick, wenn ich Eurenthalber, Meister Franz, das rechte Fäßchen vorübergehn und Euch bessern Wein geben sollte, als Euch dienlich und Ihr mir bezahlt."

„Ihr haltet den Wein", nahm Meister Wepperings Nachbar das Wort, „aber auch wirklich ein wenig zu teuer und könntet alten Stammgästen, so wie wir, wohl immer einige Kreuzer weniger für das Maß anrechnen."

„Ich weiß nicht", rief Herr Thomas lachend, „ich weiß nicht, was ihr wollt, ihr Herren, ihr trinkt bei mir den schönsten, edelsten, wohlschmeckendsten, feurigsten Wein in dem ganzen lieben Nürnberg,

und den gebe ich euch aus purer Amicitia. Denn die paar Kreuzer, die ihr mir dafür bezahlt, sind ja bloß ein anmutiges Douceur für die Mühe des Einschenkens. Aber ohne Scherz, ihr Herren denkt immer, uns Wirten kostet der Wein gar nichts, und wir leben noch immer in dem verfluchten Jahr 1484, wo ein ganzer Eimer Wein für ein recht schönes Hühnerei hingegeben wurde, und doch hat es damit eine ganz besondere Bewandtnis. Ich weiß nicht, ihr Herren, ob ihr die Geschichte von den zerbrochenen Hühnereiern wißt; soll ich sie euch erzählen?"

„Und," rief Weppering, „und uns während der Zeit dursten lassen; nein, nein, behaltet euren Schnack für Euch und holt so guten Wein, als Ihr's verantworten könnet."

„Ich wollte," sprach ein sehr alter Mann, der entfernt an der Ecke des Tisches saß und still für sich eine kleine Schüssel Eingemachtes verzehrte, wozu er einen sehr edlen Wein, doch nur tropfenweise, trank, „ich wollte, ihr lieben Gäste, ihr ließet unsern Herrn Wirt die Geschichte von den zerbrochenen Eiern erzählen, denn sie ist gar hübsch und anmutig."

„Wenn," rief Weppering, „wenn Ihr es wollt, mein ehrwürdiger Herr Doktor, so mag Herr Thomas so viel erzählen als er Lust hat, und ich werde meine rauhe Kehle so lange netzen mit den Tropfen aus dem Brunnen der Hoffnung."

Der Wirt, ganz Freude und Freundlichkeit, knüpfte ohne Umstände den Schlüsselbund wieder fest, setzte sich seinen Gästen gegenüber an den breiten Tisch, ließ ein großes Paßglas Wein langsam und behaglich in die Kehle hineinglucken, streckte den Körper über den Tisch und stemmte beide Backen auf die Ellenbogen.

„Ich erzähle euch also, ihr höchstschätzbaren Gäste und würdigen Freunde, die

wundersame Geschichte von den zerbrochenen Eiern,

und zwar nicht, wie mir gerade das Maul steht, sondern, soviel möglich, mit denselben zierlichen Phrasen, Redensarten, Wörtern und Ausdrücken wie der alte Chroniker, der eine artige Zunge führte und seine Rede wohl zu setzen wußte.

Früh morgens, am Tage Marzii des Evangelisten, im Jahr des

Herrn 1484, befand sich viel Landvolk auf dem Wege von Fürth nach Nürnberg und trug den Nürnbergern zu, was sie nun eben an schönen Produkten des Landes zu ihrer Leibesnahrung und Notdurft vonnöten. Unter dem Landvolk schritt aber ein gar stattliches Bauernweib in Sonntagskleidern daher, die auf jeden Gruß: ‚Gelobt sei Jesus Christus!' demütiglich das Haupt verneigend: ‚In Ewigkeit!' antwortete und überhaupt, wenn die Leute auch was Ausländisches an ihr bemerken wollten, doch ein frommes, ehrliches Ding schien.

Das Weib trug einen Korb mit schönen Hühnereiern, und jedem, welcher verwundert rief: ‚Ei, Nachbarin, was sind das für schöne glänzende Eier,' erwiderte sie gar freundlich, indem ihr die kleinen grauen Äugelein blitzten: ‚Ei, meine Henne darf keine schlechtern legen für die ehrsame Frau Bürgermeisterin, der ich diese in die Küche trage.' Das Weib ging auch wirklich mit ihrer Ware geradeswegs in das Haus des Bürgermeisters.

Sowie sie eingetreten, tät sie gehorsam und demütiglich, was ihr der Vers an der Wand gebot:

‚Wer treten will die Steigen herein,
Dem sollen die Schuhe fein sauber sein.'

Dann wurde sie von Frau Marta, der Haushälterin, zu der ehrsamen Frau Bürgermeisterin geleitet, die sich in ihrer Prangkuchen befand.

Da sah es denn nun so prächtig und blank aus, daß es eine wahre Augenverblendnis war; schöne metallene Gefäße, manchmal von solcher Sauberkeit, als ob sie Peter Vischer selbst gearbeitet hätte, standen umher. Der Fußboden war getäfelt und gebohnt; was unsre edle Tischler- und Drechslerzunft wohl an zierlichen und saubern Sachen zu liefern vermag, davon war ringsumher was zu finden. Die Frau Bürgermeisterin saß aber in einem prächtigen Lehnstuhl von Nußbaum, mit Ebenholz ausgelegt und grünen Samtkissen mit goldenen Troddeln, der nicht weniger als fünf Fuß in die Breite hielt; so breit mußte er aber sein, weil das Maß nach dem Gesäß der Frau Bürgermeisterin genommen.

Das Weib reichte den Korb mit Eiern der Frau Bürgermeisterin demutsvoll hin, indem sie hoch beteuerte, daß Sprut, ihre beste Hen-

ne, sich alle Mühe gegeben, die Eier so schön als möglich für die Frau Bürgermeisterin zu legen.

Die Frau Bürgermeisterin nahm dem Weibe mit gar freundlicher Miene das Körblein aus der Hand und übergab es ihrer Haushälterin, der Frau Marta.

Als aber nun das Bauernweib die Eier bezahlt verlangte, gerieten die Frau Bürgermeisterin und Frau Marta, die den Korb mit Eiern für eine angenehme Verehrung gehalten hatten, in großen Zorn, und das arme Bauernweib hatte Mühe, die Hälfte des niedrigsten Preises für ihre Ware zu erhalten.

Frau Marta hatte indessen die Eier aus dem Korbe gezählt und für die zerbrechliche Ware keinen schicklicheren Platz gefunden, als das grünsamtene Kissen im Lehnstuhl der Frau Bürgermeisterin, den sie eben verlassen.

Nach Paracelsi Rat hatte die Frau Bürgermeisterin soeben, um die heftige Gemütsbewegung ein wenig zu besänftigen, ein paar Gläschen Aquavit genommen und wollte nun aufs neue der Ruhe pflegen. Als sie sich aber sänftiglich in den Lehnstuhl drückte, tat das den Eiern, die auf dem Polster lagen, nicht gut, sondern sie zerbrachen Stück vor Stück, und kein einziges blieb ganz.

Die Frau Bürgermeisterin sprach unmutig: „Warum habe ich diese schönen Eier zerbrochen?" Da meinte aber die schelmische Magd, daß die Eier zwischen solchen Polstern unversehrt hätten liegen können bis zu unserer fröhlichen Urständ. Aber die Bauersfrau aus Fürth sei eine böse Hexe, die den Leuten Eier von schönem Ansehn verkaufe, welche nachher zerbrochen wären.

Die Frau Bürgermeisterin unterließ nicht, den Vorfall ihrem ehrenfesten Herrn Gemahl, dem Bürgermeister, anzuzeigen. Der hochweise Rat, bestürzt, in dem Weichbilde der guten frommen Stadt eine Hexe zu wissen, ließ die arme Bauersfrau aufgreifen, nach Nürnberg bringen, wo sie alles von der Frau Bürgermeisterin erhaltene Geld von Heller zu Pfennig zurückzahlen mußte und dann vom Büttel zum Tore und über die Grenze geschleppt wurde. Von allem Weibsvolk wurde sie verhöhnt, und man rief ihr nach:

‚Seht, das ist die Hexe aus Fürth, die die Eierkörbe verkauft,
in die sich nachher der Satan setzt und die Eier zerquetscht mit seinem höllischen – '

Jenseits des Grenzzeichens blieb das Weib, von den Bütteln verlassen, auf einer Anhöhe stillestehen, und es war graulich anzusehen, wie sie hoch und dünn hinaufschoß, bald einer Hopfenstange gleichend, und mit den dürren Armen herumfocht, die sie endlich über Nürnberg fest ausstreckte, und mit einer Stimme, die so kreischend und mißtönend war, daß man wohl den Satan selbst darin erkannte, laut in die Lüfte rief:

,Pfui, arg dick Weib,
Pfui, du Balg schalks Magd,
habt mich verjagt,
Eidex euch in den Leib!
Pfui Nürnbergsch Jung Volk,
Traun Trat,
Mennchin Krat
Heisa Mutter Zedxs vollendet hat,
Paßt nur auf,
jetzt werden die Eier
in dem lieben Nürnberg
erst recht teuer.'

Der Satan unterließ nicht, seiner Dienerin kräftig beizustehen, und in alle Weiber Nürnbergs fuhr das unwiderstehliche Gelüste, sich in Eierkörbe zu setzen und die darin befindliche Ware zu zerbrechen, so daß einer, dem es nach einem guten Eierschmalz gelüstete, dies wohl mit Golde hätte aufwägen mögen.

Daß aber, sagt der weise Chroniker, man hätte einen ganzen Eimer Wein für ein Ei tauschen können, ist nur wie ein Sprichwort anzusehen, das auf wundersame Weise entstanden.

Ein würdiger Herr Patrizier der Stadt wollte dem satanischen Unwesen mit dem Zerdrücken der Eier ein Ende machen und ließ daher unter lustigem Trompetenschall und Trommelschlag öffentlich bekanntmachen, daß diejenige Frau, welche ihm Eier brächte, für jedes derselben, das unversehrt in seine Hände käme, einen Eimer guten Wein erhalten solle.

Unter vielen Weibern, denen der Versuch, ihrem Gelüst zu widerstehen, noch zuletzt schmählich mißglückt war, meldete sich endlich

die Frau seines Meiers, ein frommes, züchtiges Weib, die freilich an jenem Tage auch die vermeintliche Hexe sehr verfolgt und verhöhnt hatte, und überreichte dem Herrn ein Körbchen der wohlerhaltensten Eier.

‚Mich wundert,' sprach der edle Herr sehr freundlich, ‚daß Ihr nicht längst gekommen seid, liebe Frau, denn Ihr seid so fromm und gut, daß Ihr von Verhexungen und bösen Lüsten nichts wißt. Der Wein ist so gut als Euer.'

Hiermit wollte der edle Herr den Korb fassen, den riß ihm aber das Weib mit dem größten Ungestüm aus der Hand und setzte sich hinein mit dem größten Wohlgefallen, so daß alle Eier zerquetscht wurden. Das arme Weib war vor Scham ganz außer sich und weinte sehr.

‚Ei,' sprach der Herr mit beschwichtigendem Ton, ‚ei, Frau Margareta, gebt Euch doch zufrieden, es kommt ja noch auf einen Versuch an, vielleicht widersteht Ihr dem Bösen.'

Frau Margareta ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern war acht Tage darauf mit dem letzten Schock Eier da, das der Hühnerhof nachgeliefert. Sie hatte viel festen und frommen Willen gefaßt; doch sowie sie mit den Eiern in dem Zimmer des gnädigen Herrn stand, ging alles mit ihr um die Runde. Sie sah schon mit lüsterner Begier den Korb an mit dem Gedanken, wie anmutig es sich in den Eiern sitzen würde, und war zu ihrer nicht geringen Betrübnis überzeugt, daß ihr heute der Versuch noch viel weniger gelingen würde als das erstemal. Es begab sich aber, daß in dem Augenblick des Nachbars Weib, die mit der Frau Margareta in beständigem Zank und Streit lebte, ebenfalls mit einem Korb hineintrat, um denselben Versuch zu machen. Da wurde aber Frau Margareta ganz wütend vor dem Gedanken, daß sie vor ihrer ärgsten Feindin mit Schmach und Schande bestehen solle, und ihre Augen leuchteten wie lichterlohe Flamme. Der andern Antlitz glich auch einem glimmenden Kohlentopf, und kam noch hinzu, daß beide die gespreizten Hände gegeneinander ausstreckten,so waren sie wohl gereizten wilden Tieren ähnlich, die sich anfallen wollen.

Der edle Herr trat hinein.

Beide stürzten auf ihn zu und reichten ihm ihre Körbe dar. Doch sowie er sie faßte, riß Frau Margareta den ihrigen ihm schnell aus der Hand und duckte nieder. Mit gar heftigem wilden Ungestüm hatte die

Nachbarsfrau auch dem Herrn Ritter ihren Korb aus der Hand gerissen und setzte sich jetzt mit dem größten Wohlbehagen hinein.

In dem Gelächter, das das Weib jetzt anstimmte, fistulierte der leidige Gottseibeiuns seine obligate Stimme darein und jubilierte über seine höllischen Eierkuchen.

Frau Margareta hatte sich aber sanft von der Erde erhoben und überreichte dem Herrn Ritter freundlich das Körbchen mit sechzig Stück wohlerhaltenen Eiern. Sie hatte glücklich ihr Gelüst überwunden und die Nachbarin getäuscht, und so mag es wohl sein, daß Weibergroll stärker ist als alle Hexenkunst.

Der edle Herr Ritter zahlte richtig für jedes der sechzig Eier einen Eimer Wein, und so kam es, daß es hieß, zu der Zeit habe man für ein einziges Ei einen ganzen Eimer Wein hingegeben."

Sowie der Wirt aufsprang, den Schlüsselbund auf den Tisch warf und nach seinem Paßglase griff, zum Zeichen, daß er geendet, brachen alle in ein lautes, schallendes Gelächter aus; nur der ehrwürdige Herr ausgenommen. Dieser lächelte nur ein wenig, wie es seinem Stande und seinem Alter ziemte, und nahm dann das Wort:

„Hatte ich nicht recht, ihr lieben Gäste, euch die Geschichte von den zerbrochenen Eiern zu empfehlen, denn außerdem, daß die Geschichte an und vor sich selbst lustig und unterhaltend genug ist, so gebe ich auch gern unserm Herrn Thomas Gelegenheit, sein Talent, alte Geschichten, nur was weniges nach seiner Weise zugestutzt, zu erzählen, zu zeigen."

Alle stimmten in das Lob ein, das der ehrwürdige Herr dem Herrn Thomas gezollt hatte, und der Wirt zum ‚Weißen Lamm' wußte recht gut sich, die Hände reibend, zu verbeugen, die Augen niederzuschlagen und jenes ungemein freundlich und bescheiden zurückweisende Gesicht zu schneiden, das soviel sagen will, als: „Nicht wahr, daß ich solch ein Kauz sei, das hättet ihr nicht geglaubt, ihr Leute."

Meister Weppering hatte über den zerbrochenen Eiern keineswegs den bessern Wein vergessen, den er noch heute abend zu schlukken willens war, ohne ihn zu bezahlen.

„Topp! – Herr Wirt!" rief er, „Ihr seid der beste Erzähler weit und breit, aber da Euch heute der gerechte Ruhm gespendet wird, der Euch gebührt, so ist es billig, daß Ihr Eure Ehre feststellt dadurch,daß Ihr bessern Wein spendet.Also bessern Wein,Herr Wirt."

„Ich weiß nicht," sprach der Wirt, „was Ihr für Umstände macht, hier ist die Weintafel; doch mich will bedünken, ihr lieben Gäste, als wenn heute der Abendstern gerade aufs Mutterfäßchen schiene."

„So ist es!" schrie Weppering, „und ich dächte, Meisters, wir ließen eins springen."

„Ihr seid," nahm Meister Erxner das Wort, „Ihr seid immer derjenige, Weppering, von dem man zur Schwelgerei und zu unnützen Ausgaben verleitet wird." – „Ganz gewiß," fiel Meister Bergstainer, ein ganz junger Mann von noch nicht dreißig Jahren, seinem Nachbar in die Rede, „und ich dächte, wir verzehrten friedlich und freundlich den Rest unseres Weins und suchten die Ruhe."

„Ist," sprach der Alte mit einem Lächeln, das sein Gesicht auf gar anmutige Weise belebte, „ist hier der Jüngste, wie es scheint, der Mäßigste und Nüchternste, so ist es dem Widerspiel, das in der Welt überhaupt regiert, ganz angemessen, daß ich, als der Älteste von euch allen, mich zur Gegenpartei schlage.

Ich habe hier unten bei unserm Wirt ein paar Fäßchen sehr guten Würzburger Wein stehen; ich bitte euch, mir zu erlauben, davon für uns einschenken zu lassen."

Weppering erhob ein Jubelgeschrei. Bergstainer sprach aber sehr bescheiden: „Es ziemt uns nicht, ehrwürdiger Herr, die Ehre abzulehnen, die Ihr uns antun wollt; doch vergönnt uns auch, daß wir, gibt uns das Glück die Gelegenheit dazu, gleiche Gastfreundschaft Euch erzeigen mögen."

In dem Augenblick machten zwei Gäste, fremde Krämer aus Augsburg, die im ‚Lamm' eingekehrt, Anstalt, aufzubrechen.

„Wo wollt ihr hin," rief der Alte, „wollt ihr uns verlassen, eben jetzt, da der gute Wein kommt?"

„Herr," erwiderte einer von ihnen, „wir dürfen die Gastfreundschaft dieser guten Leute nicht mißbrauchen, die uns schon den ganzen Abend bewirtet haben."

„So dürfet," fiel ihm der Alte freundlich ins Wort, indem er die Hand des Kaufmanns faßte, „so dürft ihr nun gleiche Gastfreundschaft von mir nicht versagen."

Da sprang der andere Krämer, ein junger stattlicher Mann von kräftigem Bau und freimütigem Antlitz, plötzlich auf und rief mit starker Stimme: „Nein, ich kann mich nicht länger zurückhalten, das recht

herzinnigliche Wohlbehagen, welches mich stets in den ersten Stunden meines Hierseins durchdringt; die Art, wie mich hier Unbekannte in ihrem Kreise aufnehmen, vorzüglich aber die große Freude, Euch, mein ehrwürdiger Herr, wiederzusehen, will sich Luft machen."

Bei diesen Worten des Krämers sahen sich die übrigen ganz verwundert an, denn jedem fiel nun ein, daß er nicht wisse, wer der Alte sei, unerachtet er ihn schon seit vielen Jahren kenne.

Der Alte bemerkte sehr wohl diesen Ausdruck des Befremdens, der auf allen Gesichtern ruhte, und erhob sich ebenfalls von seinem Sessel. Nun erst wurde die unbeschreibliche Würde seines Körpers sichtbar. Mehr klein als groß, war sein Körper im reinsten Ebenmaß gebaut. Das Alter schien über diese Formen keine Gewalt zu haben. Über sein Antlitz verbreitete sich ein milder Ernst, dem jener Zug von sehnsüchtiger Schwermut beigemischt war, welcher ein tiefes Gemüt verkündet.

„Ich lese", sprach er mit sanfter Stimme, „in euren Gesichtern einen sehr gerechten Vorwurf. Menschen, die miteinander Verkehr treiben, müssen mit ihrem gegenseitigen Standpunkte im Leben bekannt werden, denn sonst ist an irgendein Vertrauen nicht zu denken. Wißt also, ihr lieben Leute, daß ich mich Mathias Salmasius nenne und schon vor langen Jahren in Paris die Doktorwürde erlangt habe, mich auch sonst vieler gelahrter Würden, sowie der besonderen Gunst und Gnade Sr. Majestät des Kaisers selbst und anderer vornehmer Fürsten und Herren berühmen könnte, die mich, da ich auf mannigfache Weise ihnen durch meine Wissenschaften nützlich werden zu können die Ehre hatte, mit schönen Ehrenzeichen belohnt haben. Näher wird es mich euch bringen, wenn ich euch sage, daß ich in Ansehung meiner Abkunft und meiner Neigung eurem großen Albrecht Dürer verwandt bin. Mein Vater war ein Goldschmied, so wie der seinige, und so wie er wollte ich Maler werden, und der große Wohlgemuth sollte mein Lehrer sein. Doch nur zu bald wurde ich gewahr, daß mich die Natur zu dieser Kunst nicht bestimmt hatte, sondern daß mich die Wissenschaften unwiderstehlich hinzogen, denen ich mich denn auch ganz ergab."

„Vergeßt," setzte Mathias lachend hinzu, „vergeßt nur gleich, ihr lieben Freunde, alles, was ich gesagt habe, und seht in mir weiter nichts, als einen gutmütigen Reisenden, der gar zu gern nach dem schönen Nürnberg kommt und in dem ‚Weißen Lamm' bei dem sehr

tapfern und ehrenfesten Wirt, Herrn Thomas, einkehrt, der den besten Wein führt und dabei eine vollständige, anmutige Chronika seiner herrlichen, weltberühmten Vaterstadt zu nennen ist.“

Herr Thomas scharrte mit dem Fuß so weit hinten aus, daß ihm das Samtkäppchen vornüber fiel. Ohne es aber aufzuheben, ja verächtlich darüber wegschreitend, schritt er erst an den Tisch und schenkte die Gläser voll.

„Wir,“ nahm Bergstainer endlich das Wort, nachdem sich die Meister von einiger Scheu erholt, an der Seite eines hochgelahrten, vornehmen Mannes zu sitzen, „wollen tun, wie Ihr geboten habt, ehrwürdiger Herr, Eure Würden und Ehrenstellen auf einen Augenblick vergessen und nur daran denken, daß wir Euch schon seit Jahren recht aus dem Grunde des Herzens lieben und ehren. Daß Ihr vornehmen Standes seid, haben wir immer vermutet. Denn das zeigte ja Euer sauberer Anzug und Euer ganzes Wesen, und so haben wir nicht unrecht getan, wenn wir Euch mit dem Titel: ‚Ehrwürdiger Herr!‘ begrüßten.“

„Wer,“ erwiderte der Herr Doktor Mathias, „wer möchte nicht gern in dem schönen anmutigen Nürnberg und in seiner reizenden Umgebung verweilen. Recht hatte Kaiser Karl, daß er die Stadt von Hause aus in seinen Schutz nahm und ihr besondere schöne Privilegien gab. Die Lage, das Klima – “

„Nun,“ unterbrach Meister Weppering den Doktor Mathias, „nun, was das Klima betrifft, so wollen wir heute wenigstens nicht viel Redens davon machen, denn hört nur, wie es wieder schrecklich tobt und stürmt, als sei der Dezember im Anzuge.“

„Schämt Euch,“ nahm Doktor Mathias das Wort, „schämt Euch, Meister Weppering, wie könnt Ihr ein vorübergehendes Unwetter, das die Tiroler Berge uns heraufschickten, unserm Klima zuschreiben. Also Klima, Kulturfähigkeiten, alles vereinigt sich hier. Deshalb glänzte Nürnberg so schnell auf – deswegen blüht der Handel schon seit dem vierten Jahrhundert – deshalb war Nürnberg der Augapfel der Fürsten und Herren. Doch der Himmel ließ noch besonders einen Stern leuchten über Nürnberg, und es geschah, daß große Männer geboren wurden, die den Glanz und Ruhm der Stadt bis in die entferntesten Gegenden verbreiteten. Denkt an Peter Vischer, an Adam Kraft. Aber vor allen Dingen an euren großen, mächtigen Albrecht Dürer.“

Sowie Magister Mathias diesen Namen nannte, entstand eine Be-

wegung unter den Gästen. Sie standen auf, stießen stillschweigend die Gläser an und leerten sie.

„Dies sind," fuhr Doktor Mathias fort, „dies sind hohe leuchtende Sterne am Firmament der Kunst, aber der Einfluß solcher hohen Geister erstreckt sich bis aufs Handwerk, so daß die schnöde Grenzlinie, welche begann, Kunst und Handwerk zu trennen, wieder beinahe ganz verschwindet und beide sich als Kinder einer Mutter freundlich die Hand bieten. So kommt es, daß die Welt die Sauberkeit, die korrekte Zeichnung, die richtige Ausführung in Euren Elfenbeinarbeiten bewundert, Meister Weppering, und daß die Frauen des Sultans in Konstantinopel ihre Gemächer mit Euren Kunstarbeiten schmücken. So kommt es, daß Eure Gußarbeiten schon jetzt ihresgleichen suchen und immer mehr an Wert gewinnen."

„O Peter Vischer!" rief hier Bergstainer, den Doktor unterbrechend, aus, indem ihm die Tränen in die Augen traten.

„Seht," sprach der Doktor, „das ist die wahre Begeisterung, die ich meine; faßt Mut, Bergstainer, Ihr werdet's noch zu Großem bringen! – Und was soll ich zu Euch sagen, Ihr mein guter lieber Meister Erxner, da Ihr an Kunstfleiß und Geschicklichkeit – "

Des Doktor Mathias milde Worte wurden in dem Augenblick durch ein seltsames wildes Getöse unterbrochen, das sich unter dem Tore des Wirtshauses wahrnehmen ließ.

Ein lahmes, unbeschlagenes Pferd trollierte unbehilflich auf und nieder, und dazwischen rief eine rauhe mißtönende Stimme:

„Heda, Wirtshaus!"

Die Torflügel knarrten, das Pferd wurde hineingeführt, und brummend und scheltend plumpte der Reiter vom Pferde auf den Boden, so daß von den Tritten des schweren, bespornten Stiefels alles klirrte und dröhnte.

Der Wirt kam hineingestürzt und rief lachend: „Ei, ei, meine werten Gäste, da kommt eben ein Kerl zu mir ins Haus, der ist, glaube ich, einer von George Hallers oder Fritz von Steinbergs Gesellen, der aufs neue unnützen Lärm verführen will, wie seine Kumpane im Jahre 1383. Sein Pferd ist freilich eine Schindmähre – er selbst aber ein gar stattlicher Mann, wie ihr gleich sehen werdet, und von lustigem Temperament, denn schon hat er alles in Grund und Boden verflucht und dem Satan übergeben, weil man im Regen unausbleiblich naß wird."

Die Türe ging auf, und herein trat der Mensch, der sich mit so viel Geräusch angekündigt. Er war breitschultrig, beinahe sechs Fuß hoch; und da er den runden Hut mit sehr breiter Krempe, an dem einige schmutzige Fasern hinabhingen, die ehemals einer Feder angehört zu haben schienen, nach spanischer Art hinabgeschlagen trug, die ganze übrige Gestalt aber in einem gelben Reitermantel fast eingewickelt war, so mußte man freilich erwarten, was sich aus dieser unkenntlichen Mumie Näheres entwickeln werde.

„Das verfluchte vermaledeite Land, daß mein Fuß es niemals mehr betreten hätte. Mitten in der schönsten Jahreszeit schmeißt einen das Himmel-Hagel-Donnerwetter zusammen, daß man keinen gesunden Fleck auf dem Leibe behält und sich die schönsten Kleider verdirbt. Mantel und Hut sind auch wieder des Satans und die neugekaufte Feder."

Damit riß der Mensch den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn rücksichtslos aus, daß die großen Tropfen über den Tisch flogen, wo die Gäste saßen. – Dann warf er den Mantel ab, und man erblickte nun die hagre Gestalt des Menschen, der ein Reiterwams von ganz unscheinbar gewordener Farbe und hohe Stiefeln, ebenfalls nach Reiterart aufgezogen, trug.

Sein Antlitz, das nun auch sichtbar worden, war von solch auffallender Häßlichkeit, daß man beinahe hätte vermuten sollen, der Fremde trüge eine Maske; doch konnte es auch sein, daß die scharfen Schlagschatten in der sparsam beleuchteten Gaststube, sowie die ausgestandene Witterung das Gesicht des Fremden auf diese entsetzliche Weise entstellen. Merkwürdig war es auch, daß der Fremde die schweren Stücke seines Anzuges, d.h. die ungeheuren Reiterstiefeln mit den Rolandssporen, nur mit der äußersten Kraftanstrengung an seinem Leibe zu tragen schien. Dadurch wurden seine Bewegungen zweideutig; man wußte nicht, war er noch kräftiger Mann, war er schon hinfälliger Greis; auf beides konnte auch sein Antlitz deuten.

Mit Mühe legte er ein Schwert von der Seite, das, was Größe und Schwere betrifft, einem Ritter der Tafelrunde angehört zu haben schien. An dem Gürtel hing ein zierlich gearbeiteter Dolch, und außerdem guckte noch auf der Seite das große Heft eines Messers hervor. Indem er das Schwert in den Winkel stellen wollte, entsank es seiner Hand, fiel auf den Boden, und alle seine Mühe, es aufzuheben,

blieb vergebens; Herr Thomas mußte ihm beispringen. Er murmelte ein Schimpfwort zwischen den Zähnen und bestellte ein Glas gewürzten Wein, wobei er versicherte, daß der Satan alles zerschlagen solle, wenn der Wein nicht Herz und Magen stärkend genug wäre.

„Das ist," sprach Herr Mathias, „das ist ja ein grober ungeschlachter Geselle, der uns hier unsre ruhige Freude verdirbt"; „den ich", nahm Meister Weppering das Wort, „aber bald zur Vernunft bringen werde." „Das wird", erwiderte Herr Mathias, „hier wahrscheinlich nicht schwer halten, denn solche brutalen Renommisten tragen gewöhnlich eine elende feige Seele in sich."

Unterdessen hatte der Wirt das von dem Fremden bestellte Glas Wein herbeigebracht und reichte es ihm jetzt hin.

Doch kaum brachte der Fremde den Wein an die Lippen, als er sich gebärdete, wie wenn tausend höllische Furien ihm plötzlich in den Leib gefahren wären. Mit dem Ungestüm des wildesten Zorns schleuderte er das Glas mit dem Würzwein an die Erde, daß es in tausend Stücken zerbrach, indem er dabei schrie: „Was, du halunkischer Wirt, du willst mich vergiften, ehe mich andere als du und deine Kumpane hier erblickt haben, damit du mich berauben und verscharren kannst, vergiften mit deinem Höllengesöffe ?"

Herr Thomas fühlte sich an dem kitzlichsten Punkte angegriffen. Der Zorn übermannte ihn; er ging mit geballten Fäusten und zornfunkelnden Augen auf den Fremden los und schrie mit einer Stimme, die die des Fremden beinahe noch übertönte: „Welcher böse Geist führt Euch in mein Haus, Ihr grober Geselle; wenn Euch unser Land nicht gefällt, warum kommt Ihr hinein ? Wenn Euch mein Haus, mein Wein nicht ansteht, schert Euch zum Teufel und sucht Euch eine Soldatenherberge, wo Ihr fluchen und toben könnt nach Gefallen. Doch die findet Ihr hier, dem Himmel sei es gelobt, in unserm ganzen lieben Nürnberg nicht. Und was den Wein betrifft, so ist der Wirt des ‚Weißen Lamms' weltberühmt, weil er sich stets getreu an die Weinordnung unseres gnädigsten Herrn, des Kaiser Maximilian vom 24. August 1498 gehalten und vorzüglich den Firne- oder Würzwein nach dem Buchstaben der Vorschrift bereitet hat. Was, Ihr grober Mensch, glaubt Ihr, daß der heilige Sebald bei mir sitzt und mir die zerbrochenen Gläser ganz macht, wie er es nach dem Legendisten wohl sonst getan hat, daß Ihr mir eins meiner schönsten Paßgläser zerschmeißt.

Ihr stört alle Ruhe, alle bürgerliche Ordnung; und beweisen will ich aus dem schönsten Privilegium des gnädigsten Herren Kaiser Karl des Vierten, daß ich Euch die Nase abhauen kann, wenn Ihr nicht Ruhe haltet; und was hält mich ab, Ihr nächtlicher Störefried, Euch durch meine Leute fortbringen zu lassen, wenn Ihr nicht ruhig seid!"

„Gesindel," brüllte der Fremde und zog Dolch und Messer. Da sprang aber der junge Krämer hinter dem Tisch hervor und stellte sich mit seiner tüchtigen eisernen Elle dicht vor den Fremden hin und sagte sehr ernst und gefaßt:

„Herr Soldat! denn solch ein Söldner, der einem Fähnlein entlaufen, seid Ihr doch. Ich frage Euch, ob Ihr hier ruhig sein wollt oder nicht. Hört Ihr nicht augenblicklich auf zu toben, so werde ich Euch trotz Eures Rolandsschwertes, trotz Eures Morddolchs, trotz Eures Banditenmessers mit meiner guten Augsburger eisernen Elle den ganzen Leichnam dermaßen zerwalken, daß Ihr viele Zeit hindurch, fehlt es Euch an Geld, Tuch zu kaufen, wenigstens blaues nicht nötig haben sollt zum Reiterwams."

Der Fremde ließ beide Arme mit Dolch und Messer langsam sinken und murmelte, indem er die Augen niederschlug, zwischen den Zähnen etwas von Betrügereien und Schelmereien.

Da war auch Meister Weppering aufgestanden und auf den Fremden zugeschritten. Der faßte ihn bei beiden Schultern und sprach: „Bedenkt, daß Ihr in Nürnberg seid, ehe Ihr Euch vermeßt, von Lug und Trug zu sprechen."

„Fallt ihr alle über mich her," sprach der Fremde in rauhem Ton, indem er giftige Blicke umherwarf und vorzüglich den Herrn Mathias mit Basiliskenaugen anglotzte, „so muß ich freilich unterliegen, doch auch dabei bleiben, daß das Glas Wein, das mir der Wirt darbot, ein Absud von höllischen Kräutern schien und den Magen, statt ihn zu erwärmen, wie ein Eisstrom durchfuhr."

„Ich merke," sprach Herr Mathias lächelnd, „daß das Mißverständnis, welches hier den Grund zu allem Streit gegeben hat, darin liegt, daß hierzulande Würzwein oder Firnewein ein aus Kräutern bereiteter Wein genannt wird. Ihr, mein fremder Herr Soldat, oder was Ihr sonst mit Eurem breiten Schwerte vorstellen mögt, verlangtet aber nur, Euch den kalt gewordenen Leib recht durchzuwärmen, ein Getränk, welches aus mit vielem Gewürze und Zucker gekochtem Wein

besteht. Dieser Trank, welcher im Auslande eben gewürzter Wein heißt, ist hier wenig bekannt, und Ihr hättet daher wohlgetan, wenn Ihr Euch deutlich erklärt hättet, was Ihr zu trinken verlangt, ohne erst unnützerweise den großen Tumult anzufangen."

Hierauf bestellte Herr Mathias bei dem Wirt ein solch fremdartiges Gebräude, wie es der Soldat im Sinn trug, und der Wirt, froh den Streit auf solche gute Weise geendet zu sehen, versprach kratzfüßelnd, daß er alles selbst, und zwar hier in der Gastküche unter den Augen des wilden Soldaten, auf das beste bereiten wolle.

Der Fremde begann auf eine Weise, die ungeschickt genug war, um nicht den Widerwillen dagegen hinlänglich zu beweisen, sein früheres Betragen mit dem Einfluß der Witterung und auf der Reise erfahrnen Unannehmlichkeiten zu entschuldigen; worauf er zuletzt um die Erlaubnis bat, seinen Wein in der Gesellschaft verzehren zu dürfen, als Zeichen der Versöhnung. Dies wurde ihm, der Nürnberger Gutmütigkeit gemäß, sehr gern verstattet.

Der Glühwein war fertig worden. Der Fremde hatte das halbe Glas geleert und den Wein diesmal vortrefflich gefunden. Nun warf er, als eben das Gespräch stocken wollte, ganz leicht die Frage hin: „Lebt Albrecht Dürer noch?"

Alle schrien im höchsten Erstaunen: „Wie, Albrecht Dürer, ob er lebt?" Aber Herr Mathias schlug die Hände zusammen und sprach: „Herr! kommt Ihr aus dem Monde? in welchem Winkel der Erde, in welcher Einöde habt Ihr Euch verborgen gehabt? habt Ihr im Grabe gelegen? seid Ihr indessen blind, taub, lahm, stumm gewesen, daß Ihr eine solche Frage tun könnt? Ihr müßt samt Eurem lahmen Pferde hier vor dem Wirtshaus aus dem Schlunde der Erde emporgesprungen sein, denn sonst hätte Euch auf dem Wege hierher der große Name Albrecht Dürer in tausendstimmigem Jubel vor den Ohren klingen müssen. Habt Ihr auf der Landstraße nicht die Fülle der Leute bemerkt, die wie auf einer Pilgerfahrt nach dem lieben Nürnberg wandeln? Habt Ihr nicht die glänzenden Equipagen der vornehmen Fürsten und Herren bemerkt, die gen Nürnberg ziehen, um den Triumph des größten Mannes der Zeit zu feiern? – Albrecht Dürer! Er hat sein größtes, sublimstes, tiefsinnigstes, herrlichstes Gemälde vollendet. Die Kreuzigung Christi steht aufgestellt auf dem Kaisersaal in hoher Vollendung. Ein besonderes Fest wird in künftiger Woche dieserhalb gefei-

ert, an dem, wie man sagt, der Kaiser seinen Liebling noch mit ganz besondern Gunstbezeugungen beehren wird."

Der Fremde hatte, von seinem Sitz aufgesprungen, dies wie ganz erstarrt, ohne Zeichen des Lebens angehört. Nun schlug er eine gellende Lache auf und sank in krampfhaften Verzuckungen in den Sessel zurück.

Der Wirt flößte ihm Glühwein ein und brachte ihn dadurch zu sich selbst. „Unseres Bleibens ist länger nicht hier," sprachen die Gäste und schlichen davon.

Indem Herr Mathias den Fremden vorüberging, legte er ihm die Hand auf die Achsel und sprach sehr ernst und feierlich: „Ihr seid Solfaterra. Was wollt Ihr hier? Noch haben die Nürnberger Euch nicht vergessen."

Zweites Kapitel

Die Sonnenglut des Tages war verdampft, der Abendwind hatte sich hinter den Bergen aufgemacht und jagte die goldenen Wölkchen empor, die die sinkende Sonne wie glänzende Trabanten umfangen sollten. Baum und Gebüsch rührte sich froh in der Frische der Abendkühlung; in dem schönsten glänzendsten Schmuck des Abendgoldes stand die Hallerwiese, dies kleine Paradies der schönen Stadt Nürnberg. Bunte, duftende Blumenmatten, von anmutig daherplätscherndem Gewässer durchschnitten, Gebüsch, bald leuchtend hervorschimmernd, bald im sanften Nachtschatten zurückweichend, ringsumher dazu das melodische Trillern der Sangvögel, die hier kein feindlicher Sinn in ihrer Heimat stören darf. – In der Tat, der würdige Sänger hatte recht, welcher diesen mit allen Reizen der Natur geschmückten Platz mit dem Tempel verglich, von dem die alten Fabeln so viel Herrliches zu erzählen wissen.

Die Glocken der letzten Sonntagsandacht hatten ausgeläutet, und man sah, wie nun alt und jung in Festtagskleidern nach der Hallerwiese zog, die bald sich zum Tummelplatz der mannigfachsten Vergnügungen gestaltet hatte. Hier wetteiferten Jünglinge in allerlei Leibesübungen und boten das anmutige Schauspiel der Stärke und Geschicklich-

keit dar, die dem lebenskräftigsten Alter eigen. Dort zogen Sänger mit Zithern in den Händen daher und sangen lustig anzuhörende Märlein vom Könige Artus und dem weisen Merlin, der noch bis zur jetzigen Stunde in der Eiche sitzt, wo seine Liebe ihn hinvexiert hat, und sein kläglich Stimmchen hören läßt.

Dazwischen sprang auch wohl ein buntscheckichter Schalksnarr und sang unter tollen Grimassen und Gebärden von dem Kardinal Pankratius, der ein großes Maul hatte, und da das Maul verbrannt und begraben war, schlug ein großes Feuer aus der Erde, und der Schmeck kam heraus. Und der Schmeck ist verschieden geworden, als da sind: Der Rosmarinschmeck, der Jasminschmeck, der Nelkenschmeck, der Rosenschmeck und tausend andere; und die Weibsleute tragen ihn in den Händen, wenn sie Sonntags spazieren gehen. Aber was ist der beste Schmeck ? Ei a!

„O Braut, die Lippen triefen dir
von Honigseime für und für,
die Zung' ist Milch und Honigsüße:
die Kleider haben den Geschmack,
den Libanus nicht geben mag,
auch wenn er alle Kraft anbliese."

So sang also dieser oder jener Schalksnarr, indem ein anderer ihn auf einer mißtönenden Pfeife und halb zerschlagenen Trommel begleitete.

Doch das war etwas fürs Volk, welches den Narren laut jubelnd nachströmte.

Hier auf dem weichen blumichten Wasen bei dem vom Abendwinde bewegten flüsternden Gebüsch eröffnete sich ein edleres Schauspiel. Jünglinge, Jungfrauen hatten sich züchtig bei den Händen gefaßt und tanzten nach dem anmutigen vollen Klang der Theorben, Harfen und Flöten in künstlich verschlungenen Reihen. In der Ferne sah man Väter und Mütter gelagert, der Jugend mit Wohlgefallen zuschauen, und jede Mutter sprach zur andern von ihrer süßen Hoffnung. Ratsherren schritten bedächtig durch die Gänge, freuten sich des Wohlseins ihrer Bürger und berieten auch hier, wie das Wohl der Stadt zu fördern.

Auf einem anmutigen Platze neben einem geschwätzigen Springbach hatte sich ein Trupp Jünglinge zusammengefunden, die, von den Leibesübungen Ruhe schöpfend, sich in allerlei scherzhaften Gesprächen zu ergötzen schienen. Dieser Trupp war in der Tat eine Auswahl der Nürnberger Jugend. Denn jeder von diesen Jünglingen hätte dem Maler zum Modell des reinsten Ebenmaßes in dem vollkräftigen Körper des Jünglings dienen können. Sie waren meistens nach italischer Weise in kurzen Mänteln, Wams mit weiten geschlitzten Ärmeln und größern als gewöhnlichen ausgeschlitzten Baretts, auf denen ein ganzer Wald wogender Federn wogte, gekleidet, und diese Tracht war eben dazu geeignet, die Kraft und Schönheit ihres Wuchses ins Licht zu stellen.

Doch unter allen übrigen ragte wie ein Fürst unter seinen Vasallen in edler Hoheit und Grazie ein Jüngling empor, der mit seinen strahlenden Augen so keck und kühn in die Welt hinausschaute, als ob alles sein und er der Gebieter. Es begab sich, daß dieser Jüngling mit einem andern in einen Wortwechsel geriet, der immer heftiger und heftiger wurde. Plötzlich, ganz entstellt von Zorn und wilder Wut, mit einem dumpfen Schrei stürzte der schöne Jüngling auf seinen Gegner los. Dieser, durch den jähen Angriff nicht außer Fassung gebracht, wußte die Kraft dieses jähen Angriffs geschickt zu brechen und auch seinen Gegner mit Vorteil zu fassen.

Sie rangen, gleiche Stärke und Gewandtheit begegneten sich, und nur eine augenblickliche Schwäche dieses oder jenes Teils konnte den Kampf entscheiden, der um desto hartnäckiger und bedrohlicher für die Zuschauer, aber auch um desto herrlicher war.

Endlich überwältigte der schöne Jüngling seinen Gegner, warf ihn mit Riesenkraft zu Boden, zog ein italisches Messer, das in einer zierlichen Scheide am Gürtel gehangen, und war im Begriff, es seinem Gegner in die Brust zu stoßen, als alle umstehenden Jünglinge, eines solchen Trauerspiels nicht gewärtig, hinzusprangen, sich zwischen die Jünglinge warfen und den Überwältigten ohnmächtig wegtrugen.

Dieser Jüngling war aber Melchior Holzschuer geheißen und der Sohn eines der ersten Patrizier. Der schöne Jüngling stand noch immer da in drohender Stellung, das Messer hoch emporgehoben, mit zornsprühenden Augen und krampfhaft zusammengedrückter Stirn. Unter andern Umständen hätte sich wohl die Gestalt des Jünglings, so

kräftig und heldenmäßig war sie anzusehen, dem Erzengel vergleichen lassen, wie er im Begriff steht, dem sich krümmenden Erbfeinde den Todesstreich zu versetzen.

In dem Augenblick eilte auch ein Ratsherr mit der zahlreichen Stadtwache herbei. Sowie er den schönen Jüngling mit dem Mordmesser in der Hand erblickte, erblaßte er vor Schreck und rief: „Raphael, Raphael, schon wieder seid Ihr es, der Meuterei anfängt; schon wieder stört Ihr die Freuden Eurer Mitbürger. Was soll ich mit Euch machen? Fort, nach der Wache."

Da erst schien der Jüngling zu sich selbst zu kommen. „O Gott!" rief er, „o Gott! mein würdigster Herr. Der Schimpf war zu groß, zu entsetzlich, hier auf dieser Stelle, hier öffentlich unter dem Volke hat er mich geschimpft; – ich kann's nicht wiederholen das Wort – – Bastard." Der Jüngling stieß ein Geheul aus, indem er sich beide Fäuste vors Gesicht drückte.

Die andern Jünglinge traten beschwichtigend auf den Ratsherrn zu und versicherten, daß der übermütige Patrizierssohn den jungen Maler wirklich ohne alle sonderliche Veranlassung auf die gerügte entsetzliche Weise beschimpft habe, so daß dieser wohl in Wut geraten und ihm zu Leibe gehen können. Ein Tränenstrom stürzte aus Raphaels Augen – er warf sich jedem der Jünglinge an die Brust und fragte schluchzend, ob er denn solch ein Mordgeselle sei, ob er denn überall Meuterei anfange, ob er nicht alle liebe, ob er nicht manches übereilte Wort einstecke, ob ihn nicht der böse Mensch aus der hellsten Fröhlichkeit zur höchsten Wut gereizt – darauf ließ er sich auf ein Knie vor dem Ratsherrn nieder, faßte seine Hand und benetzte sie mit Tränen, indem er sprach: „O mein würdiger Herr, gedenkt Eurer Mutter und sagt: was hättet Ihr getan in meiner Stelle?" –

„Weil," sprach der Ratsherr, „weil alle darin übereinstimmen, daß Ihr wirklich ohne Veranlassung auf die von Euch erzählte harte Weise angegriffen worden seid; vorzüglich aber aus Ehrfurcht gegen Euren Pflegevater, den großen Albrecht Dürer, will ich den Vorfall für heute nicht weiter rügen; doch müßt Ihr mir Eure Mordwaffe aushändigen; gebt mir Euer Messer her." Da ergriff der Jüngling das Messer, drückte es heftig an seine Brust und sprach im Ton der innigsten Wehmut: „O mein würdigster Herr, Ihr greift mir an das Herz, wenn Ihr das von mir verlangt; ein besonderes Gelübde, das ich mir selbst getan, zwingt

mich, dieses Messer nie von meiner Seite zu lassen. Seid barmherzig, würdigster Herr, fragt mich nicht mehr."

„Ihr seid," erwiderte der Ratsherr lächelnd, „Ihr seid ein wunderlicher Mensch, Raphael; doch habt Ihr etwas in Eurem ganzen Wesen, welches bewirkt, daß man Euch nicht so leicht etwas abschlägt. Aber steht hier nicht so müßig, ihr lieben Jünglinge, seid ihr der Leibesübungen satt, so mischt euch dort in jene fröhliche Haufen, welche sich ergötzen durch Gesang und Tanz. Reizen euch denn nicht die schönen Jungfrauen, die dort reihenweise daherziehen?"

Da geriet Raphael plötzlich in Begeisterung; er warf den Blick in die Höhe und sang mit gar heller anmutiger Stimme in der stumpfen Schoßweis Hans Müllers:

„Es steht am Firmament
nur eine Sonnen, die brennt
ins wunde Herz.
Ein Schmerz,
Ein Lieben nur,
Ein Hoffen, Sehnen, Sterben,
Ein Liebesfirmament,
Ein Liebesfeuer brennt.
O Königin!
mein Sinn
in dir nur lebt.
Gibt's noch ein anderes Leben?
Die Sonn' am Firmament,
die Liebesglut, die brennt,
sie gönnt
mir tausend süße Schmerzen!
O selig Feu'r, das brennt,
Des Himmels Lust mir gönnt!
Spring auf, o Brust,
in Lust!
Entströme Glut dem Herzen."

„Er ist in Liebe," sprach einer von den Jünglingen zu dem Ratsherrn leise, „und wenn ich nicht irre, liebt er Mathilde, die schöne

Tochter unseres würdigen Patriziers Harsdorfer." – „Nun," erwiderte der Ratsherr lächelnd, „das Lied war wenigstens ebenso wild und toll als die Liebe selbst!"

Doch, o Himmel! in diesem Augenblick kam der Patrizier Harsdorfer einen Baumgang hinaufgeschritten, geradezu nach dem Rasenplatz hin, wo sich die Jünglinge befanden, an seiner Seite seine Tochter Mathilde, schön und anmutig wie ein junger Frühlingstag. Sie war sehr zierlich in ein knappes Gewand mit langen, weiten, bauschichten, vielfach geknüpften Ärmeln gekleidet. Der hoch hinaufgehende Kragen ließ nur die Form des schönstens Busens ahnen, und ein breites Barett, mit vielen Federn ringsumher geschmückt, vollendete den Reiz der italischer Sitte sich nähernden Tracht. Als sie sich den Jünglingen näherte, ließ sie in jungfräulicher Scheu errötend, den Vorhang der seidenen Wimpern über die leuchtenden Himmelsaugen fallen. Doch nur zu gut hatte sie den erblickt, der in ihrem Herzen lebte.

Ganz außer sich, von Liebeswahnsinn ergriffen, stürzte Raphael aus dem Kreise der Jünglinge, stellte sich vor Mathilden und sang:

„So kommst du her,
Schönst' der Jungfrauen?
Darf ich dich schauen?
Wunderbares Bangen
hält die Brust befangen.
Schweigt, Abendwinde, Stimmen des Waldes!
Wohllaut ist ihr Gang,
ihr Atem süßer Gesang,
alles huld'ge ihr
im Lustrevier.
Will sie zu euch sich neigen,
seht den Himmel niedersteigen.
Ha, Königin der Jungfrauen,
soll'n sterben wir in Wonnen?
In Wellen sprudelst, Liebesbronnen !
O Schmerzen! O Lust!
zerpaltet die Brust!
Ach, dem kein Stern mehr brennet,
dem ist die Ruh' gegönnet."

Als er den Gesang vollendet, ließ er sich vor Mathilden auf ein Knie nieder und bat um den schönen Blumenstrauß, den sie in der Hand trug und den sie ihm als Sängerpreis nicht verweigern konnte. Er nahm ihn, sich erhebend, drückte ihn an die Brust, netzte ihn mit Tränen und verteilte dann einige grüne Blätter davon an seine Gefährten, die jubelnd ihre Baretts damit schmückten.

Man kann denken, daß das ganze Beginnen Raphaels ein herrliches Bild herbeiführte. So kam es, daß Personen jeden Standes einen Kreis geschlossen hatten und sich an dem anmutigen Schauspiel ergötzten.

Selbst die strengsten Meistersänger, welche dem Raphael vorwarfen, daß er sich zu italischer Singerei hinneige, erstaunten über die Stärke und Annehmlichkeit des hellen Brusttons, mit dem Raphael sang; und ein paar gar Gelahrte stritten nur darüber, ob Raphael sich in seinem Gesange mehr an die grüne Lilienweis oder mehr an des Orphei sehnliche Klageweis gehalten.

So lieblich, so hineinpassend in die Vergnügungen auf der Hallerwiese, so die Schranken der höchsten Ehrbarkeit beachtend nur aber auch die der schönen Mathilde dargebrachte Huldigung sein mochte, so mußte sich doch die zarte, züchtige Jungfrau dadurch schmerzhaft berührt fühlen, weil einer seine Liebe zu ihr auf viel zu ausschweifende Weise vor aller Welt ausgesprochen. Sie war ganz zerknirschte Scham, keines Wortes mächtig.

Es hatten sich indessen mehrere Freunde um den edlen Patrizier Herrn Harsdorfer versammelt, und es gelang ihm, sich ohne Geräusch ganz in der Stille mit seiner Tochter im Volk zu verlieren.

Raphael befand sich in der überseligsten Stimmung, und wie es in dieser Stimmung zu geschehen pflegt, sein Mut schwoll bis zum Übermut. Die Jünglinge beschlossen unter seiner Anführung noch einen Streifzug durch die ganze Hallerwiese zu unternehmen. Hier auf diesem Streifzuge war es, wo ihm eine der abenteuerlichsten Gestalten aufstieß. Ein alter, großer mißgestalteter Mann, in gestreifter buntscheckichter Kleidung, auf dem Barett drei hohe Pfauenfedern, ein ungeheures Schwert an der Seite, das er nur mit Mühe fortschleppte. Der ganze Kerl schien aus Justus Ammans Kriegszug gesprungen zu sein.

Erfährt der geneigte Leser, daß Meister Thomas, der Wirt zum

'Weißen Lamm', diesen wunderlichen Menschen begleitete, so hat es keinen Zweifel, daß der gestreifte Kriegsmann niemand anders war als der Unbekannte, den der Magister Mathias mit dem Namen Solfaterra anredete.

Die Jünglinge erwählten alsbald den Unbekannten zu ihrem obersten Kriegsfeldhauptmann und ordneten einen Kriegszug an, der in der Tat lächerlich genug sich ausnahm.

Voran schritten einige Jünglinge, die die Feldmusik auf mißtönende Weise nachahmten, alsdann kamen zwei, die das ungeheure Schwert des Hauptmanns trugen, ihnen folgte einer, der auf den Händen das Federbarett emporhielt, und ihm zur Seite schritten zwei sehr feierlich, von denen jeder einen Handschuh des Hauptmanns, und scheinbar mit der angestrengtesten Mühe, trug. Nun führten zwei an den Armen den erwählten Hauptmann selbst; der wollte alles mit den Blicken vergiften, fluchte, tobte, knirschte mit den Zähnen, aber er befand sich in der Gewalt der Jünglinge, und je mehr er sich toll gebärdete, zu desto abenteuerlicheren Grimassen wußten ihn seine Führer zu zwingen. Vorzüglich verstand Raphael sich darauf, den Hauptmann in beständigem Atem zu erhalten, so daß er's war, dem der Unbekannte den größten Tort verdankte.

So bewegte sich der Zug langsam fort, als plötzlich Albrecht Dürer vor Raphael stand.

Es ist nötig zu sagen, daß Albrecht Dürer sich ebenfalls mit seinem Weibe und dem Herrn Doktor Mathias auf der Hallerwiese ein weniges ergehen wollte. Doch geschah es wie immer; es gesellten sich so viel edle Freunde zu ihm, daß seine Umgebung oder vielmehr sein Gefolge bald einen Festzug zu bilden schien. Heute kam noch dazu, daß viele Fürsten und Herren, die sich gerade in Nürnberg befanden, ebenfalls nicht verschmähet hatten, mit einer zahlreichen, glänzend gekleideten Dienerschaft die Hallerwiese zu besuchen. Wohl war es Dürer, der sie dazu bewog; denn ihn umgaben sie, huldigend seiner Kunst nicht allein, sondern auch seiner anmutigen Beredsamkeit, dem harmonischen Wohllaut seines ganzen Wesens.

Dürers Antlitz war kräftig und voll Ausdruck eines erhabenen Sinnes. Die Züge drückten sich indessen zu markicht aus, um nicht ein gewisses Gleichgewicht der Bildung aufzuheben, wodurch ein Antlitz schön wird. Den tiefsinnigen Künstler zeigte der begeisterte Blick, der

oft unter den buschichten, scharf zusammengezogenen Augenbrauen hervorstrahlte, den liebenswürdigen Menschen ein unaussprechlich anmutiges Lächeln, zu dem sich seine Lippen verzogen, wenn er sprach. Viele wollten unter Dürers Augen einen gewissen krankhaften Zug bemerken, sowie aus der nicht ganz natürlichen Färbung der Wangen auf die besorgliche Andeutung eines innern geheimen Übels schließen. Man findet diese Färbung zuweilen auf Dürers Bildern, vorzüglich bei Klostergestalten, mit vieler Wirkung angebracht, und dieses zeigt, daß Dürer sein eignes Kolorit nicht verkannte.

Dürer verschmähte nicht, sich zierlich zu kleiden und so seinem wohlgebauten Körper, dessen einzelne Glieder ihm oft selbst zum Modell dienten, sein Recht anzutun. Seine ganze Gestalt war heute an dem schönen Sonntage besonders herrlich anzusehen. Er trug ein gewöhnliches Überkleid von schwarzer Lyoner Seide. Der Kragen und die Ärmel mit gerissenem Samt von derselben Farbe in zierlichem Muster besetzt. Das auf der Brust weit ausgeschnittene Wams war von buntem venetianischen Goldstoffe. Das bauschichte, vielfaltige Beinkleid reichte nur bis an das Knie. Übrigens trug Dürer zu diesem Festanzuge, wie es Sitte war, weißseidene Strümpfe, große Bandschleifen auf den Schuhen und ein Barett, das nur das halbe Haupt bedeckte und nur mit einer kleinen krausen Feder und einem prächtigen Edelstein, einer Verehrung des Kaisers, geschmückt war.

So trat also Dürer plötzlich seinem Pflegesohn entgegen, indem er mit strenger Stimme sprach: „Raphael, Raphael! Welchen Unfug treibst du; spiel' nicht vor diesen edlen Fürsten und Herren den Schalksnarren."

In dem Augenblick trafen Solfaterras und Dürers Blicke zusammen wie funkelnde Schwerter. Solfaterra sprach mit seltsamem Ton: „Der Prunknarr macht mich auch noch nicht tot," und stolperte fort durchs Gedränge. Dürer schien sich von einer tiefen Bewegung erholen zu müssen, dann wandte er sich zu seiner Umgebung mit den Worten, die den bebenden Lippen mühsam entflohen: „Laßt uns von hinnen gehn, ihr edlen Herren!"

Mag der geneigte Leser es sich gefallen lassen, in das Haus des edlen Patriziers Harsdorfer, und zwar in das kleine Zimmer mit dem

gotischen Erker geführt zu werden, in dem sich die Alten aufzuhalten pflegten, wenn sie aufgestanden und sich angekleidet hatten.

Beide, Harsdorfer und seine Frau, traten sich nicht, wie sonst, froh und freudig entgegen; vielmehr zeugte die Blässe ihres Antlitzes von der tiefen Bekümmernis, die in ihrem Herzen nagte. Schweigend boten sie sich den Morgengruß, dann ließen sie sich in die schwerfälligen, mit reichem Schnitzwerk verzierten Lehnsessel nieder, die an einem solchen Tische standen, über dem ein reicher grüner Teppich ausgebreitet lag. Frau Emerentia hatte die Hände auf dem Schoß gefaltet und sah in tiefer Bekümmernis vor sich nieder. Herr Harsdorfer schaute, den Arm auf den Tisch gestützt, durch das Erkerfenster in den leeren Himmelsraum.

So hatten die Alten eine Weile gesessen, als Herr Harsdorfer endlich leise sprach: „Emerentia, warum sind wir so traurig?"

„Ach," erwiderte Frau Emerentia, indem sie die Tränen, die ihr in die Augen traten, nicht mehr zurückhalten konnte, „ach! Melchior, ich habe dich die ganze Nacht hindurch seufzen und leise beten gehört und mit dir geseufzt und gebetet. Unsre arme Tochter Mathilde."

„Sie ist," sprach Harsdorfer mit mehr wehmütigem als strengem Ton, „sie ist von einer heftigen verderblichen Leidenschaft befangen worden, die wie ein böses Gift an ihrem Innern zehrt. Mag mich die Gnade des Himmels erleuchten und mir Mittel an die Hand geben, das arme Kind dem Verderben zu entreißen, ohne es selbst zu verderben. Du weißt, Emerentia, mir stünde allenfalls die Gewalt zu Gebote; ich könnte den unbesonnenen Jüngling fortschaffen. Ich könnte – "

„Um Gott," fiel die Frau ihm in die Rede, „Melchior, du bist alles dessen nicht fähig; denke an Dürer, denke an Mathilde, deren Herz du zerfleischest; und sage selbst, Melchior, ob das arme liebe Kind nicht zu entschuldigen. Als ein unglücklicher Zufall den Jüngling in unser Haus führte, war er nicht die Liebenswürdigkeit selbst? Welche Sanftmut im Betragen, welche Zartheit in dem Beachten aller der kleinen Aufmerksamkeiten, die das jungfräuliche Herz nur zu leicht bestrikken. Raphael ist in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mensch, und darf er an Kraft und Schönheit dem Erzengel verglichen werden, so verdient sein auserlesener Verstand und sein hoher vortrefflicher Geist in einem solchen schönen Hause zu wohnen. Wahr ist's, sein wildes, ungezähmtes Temperament reißt ihn zu tollen, übermütigen Streichen

hin. Aber hast du, Vater, jemals von einer wirklich nur schlimmen Tat vernommen, die Raphael verübt haben soll? Vielleicht ist doch Raphael ein guter Mensch."

„In der Tat," nahm Harsdorfer das Wort, indem er sanft lächelte, „in der Tat, du verteidigst den wilden Raphael mit so vieler weiblicher Geschicklichkeit, daß es nur not täte, ihm unsere Mathilde in die Arme zu werfen."

„Mitnichten," erwiderte Frau Emerentia, „mit Schrecken denke ich daran, daß es möglich sein sollte, die Tochter dem ausgelassenen Jüngling aufzuopfern. Raphaels Temperament gleicht einem klaren Bach, der zwischen anmutigen Wiesenflecken dahinplätschert und vorbeifließend jede Blume liebkoset. Doch peitscht ihn der wilde Sturm, so brausen seine Wellen hoch empor; er wird zum wilden Waldstrom, reißt alles schonungslos mit sich fort und schont selbst der geliebten Blumen nicht."

„Ei," sprach Herr Harsdorfer mit etwas spitzem Ton, „das ganze schöne Gleichnis, das jedem Meistersänger Ehre machen würde, hast du wohl dem Herrn Doktor Mathias Salmasius zu verdanken."

„O!" sprach Frau Emerentia weiter, „o glaube, Vater, daß auch eine einfache Matrone, ist sie Mutter, in diesem Gefühl außer sich selbst hinausschreiten und ein anderes Wesen werden kann. Laß es mich dir mit einem andern Gleichnis sagen, daß Mathildens stille Sanftmut nur wie eine dünne Eisdecke über einer stets zehrenden Feuerglut liegt, die jeden Augenblick brechen kann. Die größte Gefahr führt Mathildens grenzenlose Liebe herbei. Doch eine leise Hoffnung ist mir gestern bei dem ärgerlichen Vorfall auf der Hallerwiese aufgegangen. Zum erstenmal mußte Mathilde Raphaels wildes, bedrohliches Wesen erkennen; ja, ihre züchtige Jungfräulichkeit wurde dadurch unmittelbar schmerzlich berührt. Ein einziges unbesonnenes, selbst bewußtloses Beginnen des Mannes, wodurch die Geliebte verletzt wird, ist ein Fleck am sonnenhellen Himmel der Liebe, der selten wieder verschwindet. Doch sage, Vater, was tun, was beginnen?"

„Ernste väterliche Ermahnungen", sprach Herr Harsdorfer, „sind vorderhand der einzige Damm, den ich diesem reißenden Strom entgegensetzen kann; und wie lange wird's dauern, bis die glühende Leidenschaft wenigstens sich so weit abgekühlt hat, daß der Sinn nur im mindesten der Vernunft sich hinneigt. Doch mich dünkt, ich höre un-

ser liebes Kind mit unserm Morgenimbiß die Treppe heraufschreiten. Sie wird auf unserm kummervollen Gesichte lesen, welche tiefe Sorge sie uns verursacht."

In der Tat öffnete sich die Türe, und herein trat das liebe Kind mit einem silbernen, sauber gearbeiteten Teller, auf dem zwei hohe mit edlem Wein gefüllte Gläser standen. Auf einem kleinern Teller lag etwas Backwerk, das so frisch und appetitlich aussah, wie man es in Nürnberg nicht anders findet.

Die Totenblässe des Antlitzes, die verweinten Augen zeugten hinlänglich von dem bittern Kampf in Mathildens Innern. Doch war ihr ganzes Wesen gefaßt, und nur mit mehr Rührung bot sie den lieben Eltern den Morgengruß, indem sie ihre Hände küßte. Der alte Harsdorfer, Mathilden im höchsten jugendlichen Liebreiz vor ihm stehen, mit hängendem Köpfchen, wie ein krankes Täublein die Arme hinunterhängen, mit beiden Händen ein Schnupftuch zusammendrücken sehend, schien in der Tat verlegen, wie er seine Rede beginnen sollte.

„Nun," sprach er mit bitterm Ernst, „nun weiß man doch in dem guten Nürnberg, wen der wilde Raphael zu seiner Liebsten erkoren. Sollen bald die Brautjungfern den Kranz flechten?" „Ach, Vater!" erwiderte Mathilde, „verletzt nicht noch dies wunde, blutende Herz durch bittere Reden, die wie scharfe Stacheln nur zu tief eindringen. Der gestrige Auftritt hat mein ganzes inneres Wesen empört, alle jungfräuliche Scham mir aufgeregt. Es ist, als könne ich mein Zimmer nicht mehr verlassen, nicht mehr über die Straße gehn, als müßte ich mich im tiefsten Winkel verbergen, um nur nicht den höhnenden Spott auf den Gesichtern der Jungfrauen und Frauen zu sehen. Aber, Vater, warum mir die Vorwürfe, bin ich denn schuld an der Verirrung des Jünglings?"

„Mathilde," sprach Herr Harsdorfer weiter, „der roheste, in Liebe befangene Jüngling wird es kaum wagen, wenigstens unter solchen Umständen, wie sie sich gestern auf der Hallerwiese gestalteten, einer Jungfrau auf die Art in den Weg zu treten, wenn er in ihrem Betragen nicht irgendeinen Anlaß, irgendeine Entschuldigung fand. Mathilde, du bist in Liebe zu dem unbesonnenen Jüngling, und nur zu leichtsinnig wirst du ihm schon längst die innere Stimmung verraten haben."

„O Gott!" rief Mathilde schluchzend, indem sie die schönen Augen, die voller Tränen standen, gen Himmel erhob, wie eine zu der

ewigen Macht des Himmels flehende Heilige. „Armes Kind," lispelte Frau Emerentia für sich, indem sie etwas Wein zu sich nahm, in den ihre Tränen tröpfelten. Herr Harsdorfer, als ein fester Mann seine Fassung erhaltend, sprach nun mit mildem Ernst und einem Ton, dessen halbunterdrückte Wehmut die höchste Zärtlichkeit für das liebe Kind sowie den unsäglichen Schmerz aussprach, den er in diesem Augenblick erlitt:

„Mein teures geliebtes Kind Mathilde, sehr würdest du irren, wenn du glauben solltest, daß deine so schnell erglühte Liebe zu dem wilden Raphael mich in Zorn versetzt hat. Raphael ist ein geistreicher Mensch, dessen Kunsttalent groß und ungewöhnlich zu nennen. Schon jetzt setzen seine Skizzen jedermann in Erstaunen, und Dürers Ausspruch, daß der Jüngling auf jeden Fall ein großer, vielleicht der größte Maler seines Zeitalters werden würde, kann und wird sich bewähren. Du kennst mich, mein teures Kind, und weißt daher, daß dies Talent das schönste Adelsdiplom ist, womit ich meinen Eidam bekleidet wünsche; bürgerliche Verhältnisse würden also deiner Liebe niemals ein Hindernis sein. Doch hier handelt es sich von etwas Wichtigerem.

Mathilde, du stehst an einem Abgrunde, ohne es zu ahnen. Der arglistige Verführer der Menschen selbst streckt seine Krallen nach dir aus und sucht dich zu verderben. Mathilde, sammle deinen Sinn und gib väterlichen Ermahnungen Gehör, die dich auf den rechten Weg zurückbringen werden. So wie Raphael sich dir bis jetzt in der Ferne und – vielleicht auch näher –" Die letzten Worte sprach Herr Harsdorfer mit Nachdruck, indem er einen scharfen Blick auf Mathilden heftete, so daß Mathilde, ganz Purpur, die Augen niederschlug, das Sacktuch wacker zwischen den kleinen Händchen zerknillte.

„Also," fuhr Herr Harsdorfer, der einen Augenblick innegehalten, ernster und strenger fort, „also und auch näher zeigte – konntest du unmöglich jene bedrohlichen Untiefen seines Wesens gewahren, die den gewissen Untergang jedem Weibe bereiten, das sich ihm ergibt, und ihn selbst zuletzt verderben werden. Seine Leidenschaftlichkeit überschreitet alle Grenzen der Vernunft, sein Jähzorn scheut kein Verbrechen. – Wollt' er nicht noch gestern den Freund meuchlings ermorden, und lag es an ihm, daß der Mord nicht wirklich geschah?"

„Bastard schimpfte ihn der Ruchlose mitten unter allem Volk." Diese Worte schob Mathilde ganz leise dazwischen.

„Aber," sprach Herr Harsdorfer weiter, indem er tat, als habe er Mathildens Worte gar nicht vernommen, „aber an dir selbst hat nun sein bedrohliches Wesen sich offenbart. Du siehst die Gefahr ein, der du leichtsinnig dich hinopfern willst. In den Fabeln wird erzählt, daß Untiere in glänzendem Gefieder mit reizender Sirenenstimme den Menschen so verlocken, daß er [ihnen] als ihr Eigen an die Brust fällt, um ihn dann desto gewisser ohne Widerstand zu verschlingen; so ist's mit Raphael. Doch, mein liebes Kind, der erste große Schritt ist geschehn; unverzeihlich hat sich Raphael gegen dich benommen, und hierin findest du den ersten und fürnehmsten Grund, deine Leidenschaft zu bekämpfen. Du bist ein tugendhaftes, frommzüchtiges Kind, und so wird dir der Sieg leicht werden. Ja, mein liebes teures Kind, du hast recht, nicht verzeihen magst, kannst du dem wilden Jüngling, was er tat."

„O Gott!" rief Mathilde, „ich habe ihm ja längst verziehen."

Herr Harsdorfer erschrak über diesen ihm allein unerwarteten Ausbruch Mathildens dermaßen, daß er das Glas Wein, welches schon seine Lippen berührte, wieder absetzte. Frau Emerentia schaute ihn aber an mit einem Blick, welcher deutlich sprach: „Hättest du wohl etwas anders ahnen können?"

Ohne der Eltern Rede weiter abzuwarten, begann Mathilde mit steigender Leidenschaft: „O, Gott, liebe Eltern, was mein Raphael getan, die Engel im Himmel werden ihn rein erscheinen lassen; denn nur durch schwarzen Flor blickt wie ein prachtvoller Stern sein edles, herrliches Gemüt. Als der übermütige Holzschuer ihn bis auf den Tod beleidigte – ihr müßt wissen, meine teuren Eltern, daß der Mensch, der meinen Raphael um alles beneidet, ihm den Vorwurf macht, nicht auf rechtmäßige Weise geboren zu sein, weil seine Eltern nur durch die katholische Kirche vereinigt sind. Freilich, als er ihn nun überwältigt, als er das Mordmesser zog – o! das böse, böse Messer – wie oft habe ich – –" Mathilde stockte und dückte mit beiden Händen das Taschentuch vors Gesicht, indem sie vor zurückgehaltenen Tränen ersticken zu wollen schien.

Herr Harsdorfer sowohl als Frau Emerentia ließen das Kind gewähren, indem sie einen Ausbruch der bittersten Reue und Zerknir-

schung erwarteten. Herr Harsdorfer glaubte diesem Ausbruch der Reue einen leichten Durchgang verschaffen zu müssen vermöge ruhiger, bedächtiger Worte.

„Im," sprach er, „im steten Andenken an Raphaels durchaus ärgerliches Beginnen auf der Hallerwiese wird er, indem du ihn nicht wiedersiehst, dir immer gleichgültiger werden und zuletzt deine Liebe zu ihm erlöschen."

„O Gott!" schrie Mathilde mehr, als sie sprach, „was sagt Ihr, Vater, was sagt Ihr, ich ihn nicht mehr lieben, ihn, in dem meine Seele lebt, der mein Alles, mein ganzes Dasein ist. Jeder Tropfen meines Herzbluts quillt in seiner Brust – er ist der belebende Funke meines ganzen Wesens – ohne ihn alles tot und starr – mit ihm alle Himmelsseligkeit und Wonne. Und so lebe ich auch in meines Raphaels Brust. Ha ! so geliebt zu sein! – so geliebt zu sein!

Als er mich auf der Hallerwiese erblickte – da loderten hell die Liebesfunken, und von seinen Lippen strömte in himmlischer Begeisterung ein Lied. – Ha, welch ein Lied! Die ältesten Meister nickten ihm Beifall zu – allen schwoll die Brust beim Gesange meines Raphaels – und als er nun den Preis des Sängers zu erwerben rang – o Gott! das Lied strömte wie Feuer durch meine Adern – den Jünglingen pochte das Herz – und die Jungfrauen – vergebens suchten sie es zu bergen, wie sie mich um meine Liebe neideten – während der Mund sich zum spöttischen Lächeln verzog, standen Tränen der Sehnsucht ihnen in den Augen – während sie den Jüngling verdammten, fühlte jede selbst den Himmel an meiner Stelle! Ihn lassen, ihn nicht mehr lieben, meinen Raphael, nein nimmermehr – bis zum letzten Lebenshauch ist er mein! bleibt er mein! – mein! – mein! – mein!"

„So gewahr' ich denn," sprach der alte Harsdorfer, indem er sich zornig von seinem Sitze erhob, „so gewahr' ich denn, daß der Geist des Bösen, der sein Wesen treibt in des wilden Jünglings verderblichem Beginnen, schon Macht gewonnen über dich. Ha, entartetes Kind, hat jemals das Blut in verderblicher Wollust gegärt in den Adern deiner Mutter, die in den Jahren, wenn das Liebesfeuer am höchsten wallt, die Zucht und spröde Jungfräulichkeit selbst war? Sind jemals Worte über ihre Lippen gekommen, wie sie von den deinigen strömen? Doch gehe hin, Verworfene, du hast keinen Vater mehr, geh hin, flieh mit ihm, denn gewiß brütet ein solcher Anschlag der Hölle schon

längst in dem Gehirn des Bösewichts, der dir nachstellt; ende im Elend und tiefer Schmach."

„Nein," rief Frau Emerentia, die in Tränen ganz gebadet war, „nein, Vater, das kann, das wird unser frommes Kind nicht; nur Verblendung ist es. Doch nein, sie liebt wohl Raphael wirklich, aber kann sie darum Vater und Mutter lassen ?"

„Nimmermehr, lieber sterben," schluchzte Mathilde.

Herr Harsdorfer sah in diesem Augenblick ein, daß er gegen Mathilde zu hart gewesen, und der rührende Anblick der beiden, ganz schmerzaufgelösten Weiber gab diesem Gedanken noch das gehörige Gewicht. Er hob Mathilden, die vor ihm niedergestürzt war, sanft in die Höhe, strich ihr die niedergefallenen Locken von der Lilienstirn und sprach sanft, beinahe wehmütig: „Passe dich, mein liebes Kind, vielleicht ist es nur ein feindseliger Augenblick, der dich dich selbst verleugnen ließ."

Mathilde, plötzlich ganz gefaßt, keine Tränen in den trocknen Augen, starrte den Herrn Harsdorfer an mit seltsamem Blick und fragte mit dumpfem Ton: „Habt Ihr mir, Vater, vielleicht eine böse Untat verschwiegen, die Raphael beging, so entdeckt sie mir jetzt; denn bei Gott, Vater, nichts habt Ihr vorbringen können, was meinen Raphael als einen verbrecherischen Menschen darstellen sollte, der meiner Liebe unwürdig." – Herr Harsdorfer schien etwas betreten. „Geh," sprach er endlich, „geh, mein liebes Kind, schiebe dir das kleine Taburett heran und nimm Platz zwischen deinen Eltern."

Der geneigte Leser, der Sinn hat für die edle Malerkunst, dem sich aus einer Erzählung mannigfache Gruppen bilden, findet hier Gelegenheit, sich ein kleines, gar anmutiges Kabinettsstück vor Augen zu bringen. Denn anmutig darf es genannt werden, wie die bildhübsche schlankgewachsene Mathilde in der zierlichsten Morgenkleidung Platz genommen zwischen den beiden Alten, auf ihre Rede horchend. Auch darf nicht die gute Staffage der Polsterstühle, des Taburetts und des Tisches mit dem appetitlichen Morgenimbiß vergessen werden.

„Um dir," begann nun der alte Harsdorfer, „um dir, mein liebes gutes Kind, klar vor Augen zu stellen, wie mein Vorurteil gegen Raphael auf eine Schlußfolge begründet ist, deren Untrüglichkeit die Welterfahrung längst bewährt hat, muß ich dir von Raphaels unglücklichem Vater, dem verworfenen Dietrich Irmshöfer, mehr erzählen.

So wie Dürers Vater war Irmshöfers Vater ebenfalls ein Goldschmied und beide Alten, wie man zu sagen pflegt, gute Kumpane. Beide Knaben sollten die Kunst der Väter erlernen. Bald aber erwachte in beiden ein entschiedener Hang zur Malerkunst, und es zeigte sich schon zu der Zeit Irmshöfers heftiger wilder Sinn, daß er nicht, wie Albrecht Dürer, in Nebenstunden seiner Neigung mit Liebe und Fleiß nachhing, sondern an einem guten Tage alles Handwerkszeug beiseite warf, zu seinem alten Vater lief und erklärte, er wolle sogleich in alle Welt gehen, wenn er ihn nicht augenblicklich zu einem Maler in die Lehre täte. Beide Knaben sollten sich nun nach Kolmar zum wackern Martin Schön begeben. Der war aber indessen gestorben, und beide Knaben kamen zum alten Wohlgemuth.

Hier war es nun, wo in beiden sich bald ein reicher Schacht der vorzüglichsten Gaben auftat. Die Arbeiten der Jünglinge erregten das Erstaunen des Meisters. Die gänzliche Verschiedenheit ihres ganzen Wesens trat aber auch schon jetzt entschiedener vor, und mit nicht geringem Kummer gewahrte der alte fromme Wohlgemuth, daß zwar Albrecht den Geist der Kunst mit jener frommen Liebe erfaßte, die in dem Innern der alten deutschen Meister lebt; Dietrich dagegen, von einem seltsamen Geist getrieben, nichts in der Malerei wollte als höchste, treueste Nachahmung der sinnlichen Erscheinung; so gaben doch insgemein die gewählten Gegenstände einen nicht geringen Anstoß, da sie der heidnischen Fabelwelt entnommen und den Makel weltlicher Lust, die nichts Höheres will als die Lust, an sich trugen. Zudem schalten die Meister noch die Unrichtigkeit der Zeichnung. Albrecht Dürers frommer Sinn beschäftigte sich mit Gegenständen der Religion, und sein hoher, alles überwiegender Geist – ein Talent, das zu der Zeit kaum auf Erden zu finden – offenbarte sich in einer Wahrheit des Ausdrucks, der Farbengebung, in einer Natürlichkeit der Stellungen, die alles hinreißen und seinen Bildern jene eigentümliche Anziehungskraft geben mußte, die tief in die Seele des Beschauers eindringt. Die Wahrheit des Ausdrucks erhob auch die Bildnisse der Bürgermeister oder anderer Personen, welche er abkonterfeite, zu Meisterstücken der Kunst, die die allgemeine Bewunderung erregten.

Wurde nun Albrecht Dürer hoch gepriesen und gelobt, so ging's dagegen seinem Kameraden Dietrich desto schlechter, an dessen Ge-

mälden zuletzt nicht einmal das wirklich Lobenswürdige gelobt, sondern das Ganze mit dem Ausdruck ‚Stümperarbeit' verworfen wurde.

Da entzündete sich in der Brust des Jünglings zum wütendsten Haß der Groll, der schon in des Knaben Busen gelegen, und jeder Tag, jede Stunde entwickelte eine Menge der durchdachtesten Bosheiten, die gegen Dürer gerichtet waren und oft nur zu sicher, nur zu verderblich trafen.

Erlaß es mir, mein Kind, dir die Reihe solcher Bosheiten aufzustellen. Das Gemälde, wie Bösewichter es anfangen, einem großen tugendhaften Mann zu schaden, würde dein reines Gemüt nur verletzen, und es bedarf dessen nicht.

Dürer bekämpfte den Haß seines Kameraden, so wie es in seiner schönen Seele lag, mit zuvorkommender Liebe und schien wirklich wieder etwas über das starre Gemüt zu gewinnen. Doch alles änderte sich, alle gute Aussicht ging verloren, als ein italienischer Maler, namens Solfaterra, mit einer ansehnlichen Sammlung italischer Gemälde nach Nürnberg kam.

Von diesem Augenblick war Dietrich wie vom Wahnsinn ergriffen; er sah und hörte nichts als italische Kunst; und üppige Bilder erfüllten seine Einbildungskraft. Doch noch Schlimmeres als dies.

Solfaterra war ein verworfener, allen bösen Lüsten, allen Verbrechen ergebener Mensch, und mit ihm ergab sich der unglückliche Dietrich dem Laster mit aller Wut, die in dem gärenden Blute kochte. Dabei teilte Solfaterra den Haß Dietrichs gegen Dürer schon darum, weil ein sündhaftes Gemüt Ärgernis nimmt an dem frommen Sinne, der Werke schafft, die aus dem Gemüte kommen und zum Gemüte strömen. Man sagt, Solfaterra habe dem jungen Albrecht nach dem Leben getrachtet.

Doch nun, Mathilde, meine herzliebe Tochter Mathilde, horche wohl auf, was die Stimme des Schicksals zu deinen Eltern, zu dir so warnend spricht, daß es sündlicher Frevel wäre, ihrer nicht zu achten.

Raphael ist seines Vaters treues Ebenbild. Ebenso wie dieser war jener mit allen geistigen und körperlichen Vorzügen des vollendetsten Jünglings geschmückt. Ebenso wie jener übt er die verführerische Kraft des Satans selbst über die Jungfrauen – ebenso wie du, unglückliche Mathilde, kam die schöne tugendhafte Rosa, des edeln Patriziers Im-Hof einzige Tochter, in flammende Liebe zu dem Verworfenen. Er

verführte sie und verschwand mit ihr in dem Augenblick, als der Rat Bübereien und Mordverdachts halber ihn samt dem saubern Solfaterra zur Haft bringen lassen wollte, mit Schande und Schmach bedeckt.

Nach mehrerer Zeit stieß ein Nürnberger Kaufmann, der sich gerade in Neapel befand, auf ein Bettelweib, die lang ausgestreckt auf den Marmorstufen der Kirche des heiligen Januar lag, und der mühsam von einem bildschönen, fünf- bis sechsjährigen Knaben Klostersuppe eingeflößt wurde.

Das Bettelweib war ein Weib des tiefsten Jammers und Elends, und der Tod hatte bereits ihre Lippen gebleicht. Der Knabe sprach zur Verwunderung des Kaufmanns deutsch, und in wenigen Worten hatte er die Geschichte ihres Verderbens erfahren.

Der Vater, ein Maler, hatte Weib und Kind am fremden Orte hilflos verlassen. Bei der Frau kam alle Hilfe zu spät; sie verschied nach wenigen Augenblicken und wurde von den Klosterknechten weggebracht. Den Knaben nahm der Kaufmann mit nach Nürnberg. Der Maler, welcher Weib und Kind verlassen, war aber Dietrich Irmshöfer – das Bettelweib Rosa.“

Mit einem krampfhaften Schrei fuhr Mathilde von ihrem Taburett auf. In dem Augenblick ging indessen die Türe auf, und Herr Doktor Mathias Salmasius trat herein. Das Gespräch wandte sich, und was nun verhandelt wurde, soll der geneigte Leser bald so viel erfahren, als es der Geschichte frommt.

Drittes Kapitel

In dem Gasthofe zum ‚Weißen Lamm‘ ging es unterdessen sehr lebhaft zu. War es, daß der einfallende Jahrmarkt zu Fürth die Leute niedrigerer Volksklasse zusammengetrieben, so hatte dagegen das langerwartete Ehrenfest des großen Dürer die Leute höhern Standes herbeigezogen.

Das Wetter hatte sich völlig aufgeklärt, und ein heiterer Himmel, dem die lustigen Morgenwinde jedes Wölkchen wie eine Träne weggetrocknet, lagerte sich über die sonnenhelle Gegend. Die Anmut der Witterung verfehlte keineswegs ihre Wirkung auf die Gemüter der

Menschen, welche sich mit Freiheit und Lust bewegten. So kam es, daß die Gaststube des ehrenwerten Herrn Thomas schon am frühen Morgen von Gästen erfüllt war, welche Wein tranken, wie sie ihn eben erhielten, schlechten und guten, und dabei lärmten und jubilierten.

Herr Thomas hatte noch nie solchen zahlreichen Zuspruch gehabt. Er rief, indem er sich vor die Brust schlug: „O du allmächtiger Albrecht Dürer! dir habe ich das zu verdanken; du bist besser als der heilige Sebaldus, der bloß zerbrochene Bouteillen leimt." Dazu tanzte er – konnte es unbemerkt geschehen – etwas auf einem Beine und krähte: „O Nürnberg, du edler Fleck", prügelte auch erklecklicher als sonst mit der Katzenpeitsche den neuen Kellner, der sich niemals entschließen konnte, ob er den rechten Fuß zuerst vorsetzen sollte oder den linken, so lange, bis er in den Parforceschritt geriet und, dabei kläglich stürzend, mehr Bouteillen zerbrach als nötig.

„Nein!" rief in der Stube ein wohlgenährter Kärrner, ein frisches junges Blut, dem man die Lebenslust ansah (er pflegte hübsche kurze Waren feilzuhalten), „nein, mit Freuden verlier' ich zwei, auch wohl drei Laubtaler und fahre nicht nach Fürth und bleibe hier, um das Wunder zu sehen, das der alte Dürer schon wieder geschaffen, und wenn ich daheimkomme, dem Weibe zu erzählen, wie mich das so recht an Herz und Seele erlabt, was aus des alten fleißigen Herrn Werkstatt kommt. Nehme auch wohl ein Stücklein Kreide und zeichne auf den großen schwarzen Tisch des Meisters Gebilde nach, so gut es meine rohe Faust vermag, und da kann sich das Weib alles so ziemlich versinnlichen, und darüber hat sie denn große Freude."

„Ei," begann ein schwarzgebrannter Geselle von Kärrner, „ei, nehmt, Kamerad, bei diesen dürren Zeiten den Verdienst von zwei, drei Laubtalern immer mit, der Euch entgehen würde, wenn Ihr nicht noch heute nach Fürth kommt, und schert Euch den Teufel um Dürers Fest. Macht's wie ich; ich gehe, sobald ich diesen Römer geleert, den der heilige Sebald mir gesegnen möge. Glaubt Ihr, törichter Mann, daß der Kaisersaal mit seinen Wundern, zumal wenn Dürers Gemälde ausgestellt ist, für Euch und Leute unseres Standes überhaupt geöffnet sein wird? Der Dürer ist ein vornehmer Mann geworden, der bloß für die hohen Fürsten und Potentaten malt und unsereins nicht mehr achtet. Bekämen wir nicht seine schönen Bilder in den Kirchen zu sehen, so würden wir gar nichts mehr von ihm wissen."

„Ei," sprach ein Nürnberger Bürger, hinzutretend, „ei, wie möget ihr doch so sprechen, ihr lieben Leute, wie möget ihr von uns Nürnberger Bürgern solch schlechte Meinung hegen, daß wir abgeartet, nicht freier Volkssitte treu bleiben sollen. Sowie die hohen Herrschaften den Kaisersaal verlassen und die Gänge nur ein wenig Luft erhalten, werden Türen und Tore für jedermann geöffnet, und der Geringste aus dem Volk kann sich an den Wundern, die sich ihm auftun, erlaben.

Und was unsern Dürer betrifft, so ist er ein Mann des Volks, aus dem er geboren, Hort und Heil der edlen Stadt Nürnberg Stütze der Armen – Zuflucht der Bedrängten – Trost und tätige Hilfe jedem, der ihn bedarf – und viel lieber in den Kreisen des biedern bürgerlichen Standes, in dem Treuherzigkeit herrscht und freier unbefangener Sinn statt falscher Salbaderei und Knechterei ohne Ende, wie wohl solches Gift oftmals bei den Vornehmen herumschleicht. Vorzüglich hegt und pflegt er jedes aufkeimende Talent, er mag es finden, wo er will."

Bei diesen Worten warf der Bürger dem Kärrner einen schlauen Blick zu, der Kreidezeichnung gedenkend. Dieser schlug aber die Augen nieder und lispelte: „O Gott! sollte etwas darin stecken?"

„*Silentium!*" schrie eine drohende Stimme, die keinem andern gehörte, als dem tollen, halbbetrunkenen Drechslermeister Franz Weppering, über dem Tische herüber: „*Silentium*! und sollte ich ganz allein gegen euch Meisters meinen herrlichen Jungen, mein Herzblatt, meinen herzlieben Zuckermann, verteidigen, so tue ich es hiermit und fordere vorzüglich die Jugend auf, der das Herz am rechten Flecke sitzt, zu entscheiden, ob's recht war oder nicht, daß Raphael den übermütigen Melchior Holzschuer niederwarf, als er ihn Bastard schimpfte."

„Wer mir," sprach ein junger rüstiger Steinmetz mit funkelnden Augen, „wer mir an die Ehre kommt, kommt mir an das Leben, denn ohne Ehre kein Leben, und Leben gegen Leben."

„Recht, recht, Friedrich hat recht," so stürmten die Jünglinge tumultuarisch hinterher und schrien, indem sie die Gläser klingen ließen: „Hoch lebe Vater Dürers herrlicher Pflegesohn Raphael, denn sein ist er ganz und gar."

„Verachtet die Stimme der Ältern nicht," so sprach ein alter Handwerksmann, dessen Gewerbe die blaugefärbten Hände verkündigten, „es wäre in diesem Falle gut, wenn ein weiser, vernünftiger,

beratener Mann den Fall zum Nutzen und Frommen der Jugend entschiede."

Die Jünglinge lachten helle auf, ergriffen den Herrn Thomas, der eben mit zwei schweren Weinhumpen durchschlüpfen wollte, alles Widerspruchs unerachtet, bei den Beinen und hoben ihn auf den Tisch, mit dem Ansinnen, sogleich, da ihm die Gaben dazu inwohnten, den Richterspruch zu tun. Herr Thomas gab der strengen Notwendigkeit nach und bemühte sich, wenigstens das mit Zierlichkeit und Anstand zu tun, was ihm die Gewalt abzwang. Er besah einige Augenblikke stillschweigend den Schlüsselbund, ließ dann einen Schlüssel nach dem andern fallen, richtete sich dann aus der gebückten Stellung in die Höhe, kratzte nach allen Seiten aus, vergessend, daß er auf dem Tische stand, und richtete eben dadurch eine Verwüstung an, der in dem Augenblick schwer zu steuern. Endlich räusperte er sich, fuhr einigemal mit der Kellermütze über die Stirne und begann feierlich:

„Meine teuren Gäste! Es ist hier von einem Totschlage oder vielmehr davon die Rede, ob's recht ist, jemand totzuschlagen. Man findet darüber in den mosaischen Gesetzen, gedenkt man noch nicht der Chaldäer, Syrer, Inder, Mesopotamier, Ägypter, Perser –"

„Halt, halt," schrie der Steinmetz, „plagt Euch der Teufel, Herr Wirt, wir wollen nicht wissen, ob die Potomier, Kalkdreher, Gipszieher oder wie das Volk alles heißen mag, was Ihr da herausgewirbelt habt, dem Raphael recht gegeben haben würde oder nicht. Ihr sollt auf der Stelle Bescheid geben."

„So laßt," sprach der Wirt, „so laßt mich wenigstens sogleich von Moses zu unserm Kaiser Karl dem Vierten und seiner Aurea bulla von 1347 vorwärts gehen; in dieser heißt es, ‚betreffend Meuterei und Totschlag,' ausdrücklich: ‚So jemand' – " In diesem Augenblicke schaute der Wirt um sich und gewahrte auf den Gesichtern der Jünglinge düstere Wolken, die jeder nachteiligen Entscheidung ein nachfolgendes verderbliches Gewitter drohten.

Der schlaue Thomas faßte sich daher kurz und sprach: „In der Tat, sehr werte Meister, herrliche Gäste, wackere Genossen schöner Tage, ich weiß nicht, wie es wörtlich in der Aurea bulla heißt, aber ihrem Sinn und Inhalt gemäß gebe ich meine Entscheidung dahin, daß Raphael das Recht hatte, den Melchior auf den Tod anzugreifen, weil dieser zuvor Gleiches getan."

So sehr die Jünglinge dem Herrn Thomas Beifall zujauchzten, so sehr erhoben sich dagegen auch die murrenden Stimmen der Alten, welche mit Recht von Meuchelmord, bewaffneter Faust und dergleichen sprachen. Herr Thomas, um auch diesen Sturm zu beschwichtigen, rief sehr laut: „Und sollte auch ein hitziger Streich geschehen sein, alle Gesetze, Verordnungen und Privilegien lassen einen großen Entschuldigungsgrund zu, nämlich die Liebe; und hat der feurige Jüngling Raphael an einem Orte, wo es freilich nicht hingehörte, hat er seine höchste Kunst, was Gesang und Spiel betrifft, den ganzen Schatz seines Talents euch eröffnet, so dankt ihm das, so dankt ihm die Erhebung eures Gemüts, die ihr in dieser Stunde genossen habt." Dem Wirt wurde aufs neue stürmischer Beifall zugejauchzt. Er nahm indessen die Gelegenheit wahr, mit einem geschickten Katzensprunge auf den breiten Rücken seines Oberküpers zu setzen, der mit ihm sogleich abfuhr.

Ein neuer, ganz unerwarteter Auftritt fesselte jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit der Gäste. Die Türe sprang nämlich auf, und hinein schritt sehr feierlich ein kleines, kaum fünf Fuß hohes Männlein; einen großen, breiten Hut mit einer viel zu hohen Feder auf dem Kopfe, das Genick zurückgebeugt tief in den Nacken, kniff der Kleine die Augen dicht zu wie ein Gänserich, der in den Blitz zu schauen unternimmt. Der schwarze Amtsanzug wäre beinahe mehr als reputierlich zu nennen gewesen, hätten sich in den schwarzen Strümpfen nicht zu viel weiße Zwirnsfäden vorgefunden.

Hinter der kleinen Person schritten zwei wohlbewaffnete Männer von der Stadtmiliz, und man bemerkte, daß die Türen des Hauses stark besetzt wurden und auch auf der Straße starke Wachen patrouillierten. Die Bürger gerieten in Unruhe und Besorgnis über das, was die gute Stadt bedrohen könne, und bestürmten den Ratsschreiber Elias Werkelmatz – dies war der kleine Mann, der die Wache führte, mit Fragen. – Werkelmatz schritt aber, ohne jemanden eines Blicks, eines Wortes zu würdigen, mit seinen Soldaten wieder zur Türe heraus, wo er gekommen.

Der Vorfall mit der Besetzung des Hauses, sowie das Herannahen der Mittagszeit hatte die Menschen verjagt, so daß nur noch eine kleine Gesellschaft zurückgeblieben, unter der sich – mit Ausnahme des

Doktor Salmasius – diejenigen Personen befanden, welche der geneigte Leser aus dem ersten Kapitel bereits kennt.

„Stellt", sprach Erxner, „ein hochweiser Rat denn gerade in dem Augenblick verdächtigen Personen nach, als Dürers Fest beginnen soll?"

„Ist vonnöten, ist vonnöten," sprang der Wirt geschäftig bei. Herr Thomas rieb sich die Hände, drehte sich hin und her und tat überhaupt so wie ein Mensch, dem irgend etwas die Seele abdrücken will.

„Ha ha", lachte Weppering, „seht, wie unser Herr Thomas uns gar zu gern mit seinem Kram bedienen möchte; aber wir geben es durchaus nicht zu, wenn er uns nicht eine Flasche edlen Weins opfert."

„Vermaledeiter Saufaus," murmelte Herr Thomas zwischen den Zähnen; dann aber lauter und gemütlicher: „Soll geschehen, edler Drechsler, soll geschehen." Bald stand der Wein auf dem Tische. Nun wischte sich Herr Thomas mit der Kellerschürze den Schweiß von der Stirn, blies die Backen auf, indem er den andern zuwinkte, ein Gleiches zu tun und soviel möglich die Köpfe zusammenzustecken.

„Der kleine stumme Ratsschreiber", begann der Wirt, „ist ein närrischer Kumpan; warum sagte er nicht offen, daß der dem Galgen entlaufene Irmshöfer ein paar Tage verkappt am Orte sich aufgehalten, und daß der hochweise Rat ihn zu verhaften strebt, ohne ihn jedoch finden zu können?"

„Wie, der abscheuliche Bösewicht wieder hier? Sollte", fuhr Erxner fort, „der Bösewicht die Frechheit haben, gerade am Fest unseres großen Dürer dem Galgen entgegenzutreten? Ich glaube es kaum."

„Ich weiß", nahm Bergstainer das Wort, „überhaupt gar nicht, warum man mit dem verruchten Kerl, dem Irmshöfer, so viel Federlesens macht. Warum schmeißt man ihn nicht gleich ins Feuer, wie es im Jahr 1472 mit dem Hans Schittersamen geschah, der die Nürnberger durch seine arglistigen Streiche auf abscheuliche Art molestierte. Nun, jetzt wird er wohl dem Galgen nicht länger entgehen, sie hängen ihn gewiß."

„Sobald sie ihn haben," fiel der Wirt ihm ins Wort, indem seine Miene einen solchen hohen Grad von Schlauigkeit erreichte, daß des erfahrensten Fuchses Antlitz nur ein schwaches Abbild davon gewesen sein würde. „Freunde," fuhr er dann feierlich fort, „dieser Irmshö-

fer ist eine Art von Satan. Wißt ihr nicht, daß er auch Solfaterra heißt? – Wißt ihr nicht, daß ein Solfaterra Sakristan zu St. Sebald war, als Kaiser Karl der Vierte seinen Sohn Wenzel, der wie ein Heidenkind fünfundeinhalb Wochen, alles Christentums bar, brach gelegen, unter einem güldenen Thronhimmel taufen ließ? Daß – "

In dem Augenblick ertönten die Glocken von St. Sebald, ein Zeichen, daß sich die hohen Herren und Fürsten nach dem Kaisersaal begaben. Alles brach auf, und Herr Thomas rief, ganz erbost, sich in seiner Weisheit unterbrochen zu sehen: „Da läuft es hin, das unverständige Volk, und will nicht erfahren, daß das kleine kaiserliche Balg den fürstlichen Einfall hatte, das schöne silberne Taufbecken zu einem ganz andern Hausbedürfnis anzuwenden, als wozu es bestimmt; und daß es darauf anging und verbrannte wie ein schlechter Haderlump. Daß aber der Sakristan Solfaterra ein rotes Pulver –." Des Wirts Stimme verhallte im Tumult der Abgehenden.

In demselben Augenblicke lag der, dessen Lob, dessen Ruhm von allen Lippen ertönte, einsam hingestreckt auf ein kleines Ruhebett, in dem kleinen entlegenen Zimmer des Rathauses, wo er verschiedene kleinere Kabinettstücke von seiner Arbeit aufhängen lassen, und überließ sich ernster, tiefer Betrachtung. Herr Mathias trat zu ihm mit den Worten: „Albrecht! es ist, als wenn Eure Seele mit einem ungeheuren Schmerz kämpfe, der Euch wie ein drachenartiges Ungeheuer umwunden, und dessen Verschlingungen Ihr Euch zu entwinden vergeblich mühet."

Albrecht richtete sich ein wenig von dem Ruhebette empor, und nun gewahrte Mathias zuerst die Leichenblässe seines Antlitzes, und wie sich über seine ganzen Züge jener besondere bedrohliche Charakter verbreitet hatte, den Hippokrates als ein untrügliches Zeichen einer Krankheit, die den ganzen Organismus gewaltsam ergreift und vorzüglich in den Ganglien ihren Ursprung findet, angibt. „Um Gott!" rief Herr Mathias, indem er die Hände zusammenschlug, „um Gott, mein würdiger Freund Dürer, was ist dir widerfahren? Aber sieh, wie unser frommer Freundschaftsbund unsere ganze Seele erfüllt; heute am frühen Morgen ließ mir der Gedanke keine Ruhe, daß du hierher gegangen und krank geworden wärest. Ich eilte hierher." –

„Ach!" unterbrach ihn Dürer, „es ist meine Sehnsucht, die dich hierhergezogen. Laß mich, o mein Freund, in deine treue Seele mein

ganzes Ich ausschütten, das schon das deinige ist". Albrecht Dürer sank vor Mattigkeit sanft auf das Ruhebette zurück und begann mit schwacher krankhafter Stimme: „Ich weiß nicht, was seit einigen Tagen mich für eine seltsame Traurigkeit und Befangenheit des Geistes oft bis zur Qual ängstigt. Meine Arbeit geht mir nicht vonstatten, und fremde, verworrene Bilder, die sich eindrängen wie feindliche Geister in die Werkstatt meiner Gedanken, werde ich nicht los, unerachtet ich die ewige Macht des Himmels anflehe, mich zu befreien von dieser Ärgernis des Bösen."

„Er ist hier," sprach Mathias mit bedeutendem Ton. „Ich weiß es," erwiderte Dürer sehr schwach. „Fürchtet nichts," fuhr Herr Mathias fort; „was vermag der Ohnmächtige gegen Euch, der Ihr überall im mächtigsten Schutz und Schirm steht."

Beide schwiegen einige Augenblicke, dann begann Albrecht: „Als ich heute früh erwachte, fielen die ersten Strahlen der Morgenröte in mein Zimmer. Ich wischte mir den Schlaf aus den Augen, öffnete die Fenster und erlabte mein Gemüt im frommen Gebet zu der höchsten Macht des Himmels. Eifrig und eifriger betete ich, aber kein Trost kam in das wunde Gemüt, und es war, als wende sich die heilige Jungfrau von mir ab mit ernstem, wo nicht zürnendem Blick. Ich weckte mein Weib und sagte ihr, daß ich in der tiefen Bekümmernis meines Herzens einen Gang nach dem Burgwall machen und dann hierhergehen wolle. Zu rechter Zeit solle man mir die Festkleider schicken, damit ich mich ankleide und hier erscheine, ohne hergeführt werden zu dürfen. – Mathias! als der Ratsdiener die großen Pforten des Kaisersaals aufschlug, als ich mein großes Gemälde erblickte, das den ganzen Hintergrund einnimmt und das in den Morgenwolken eingehüllt schien, aus denen zweideutige Streiflichter es anschielten, als ich noch einen Teil des Malergerüstes, die Farbentöpfe, Malerschurz und Mütze gewahrte, die noch von der letzten Arbeit zurückgeblieben, da ich an Ort und Stelle retuschierte, da überfiel mich jene Traurigkeit noch empfindlicher und härter; ja, eine Bangigkeit drohte mir die Brust zu ersticken; was ich gewollt, nämlich mein Bild der strengsten Musterung unterwerfen, mußte unterbleiben. Einmal – Mathias, erschreckt nicht – mein eigenes Gebilde jagte mir in diesem Augenblick das Entsetzen zerschmetternder Majestät ein und dann – ich hätte ja vor Schwindel und Mattigkeit das Gerüst nicht besteigen können. Mit geschloßnen

Augen schwankte ich durch die langen Gänge in dies Zimmer, wo ich ermattet auf das Ruhebette sank. In einem Halbschlummer gedachte ich nun meines ganzen Lebens, und wie ich mich aus eignen Trieben zur heiligen Malerkunst gewendet. Ich darf Euch, mein lieber Freund Mathias, die so bekannte Geschichte meiner Kindheit wohl nicht wiederholen, aber so viel mag ich sagen, daß nicht allein die Gebilde der Menschen, deren Antlitz mich besonders ansprach, sondern daß auch Gestalten beim Lesen der heiligen Historien in meinem Innern aufgingen, die zum Teil so schön und herrlich waren, daß sie dieser Erde nicht angehören konnten, welche ich mit solch unaussprechlicher Liebe umfaßte, daß ich ihnen meine ganze Seele zuwandte. Aber diese Liebe konnte ich nicht anders ins feurige Leben treten lassen, als wenn ich sie aus meiner innigsten Seele heraus auf der Tafel darstellte.

Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, mit wenigen Worten die ganze Tendenz meiner Kunst." –

Mit großer Bewegung hatte Herr Mathias den Worten Albrechts gelauscht. Durch die verzierten Scheiben des Raumes blickte er hinaus in die Gassen Nürnbergs – oder vielmehr: er schaute in sich hinein, und sein Antlitz war ein treuer Spiegel der mannigfachen Gefühle, die in seinem Innern miteinander rangen. Er hatte die Unterlippe zwischen die Zähne genommen, und seine Augen waren dunkel und wohl auch ein wenig feucht. Dann aber wandte er sich rasch um und entgegnete dem Freunde, dessen Gestalt er im Dämmer des Zimmers auf dem Ruhebett mehr ahnte als zu erkennen vermochte, fest und entschlossen: „Wahr ist's, mein Freund, daß du dem Schwungrad des Geschicks was weniges zu nahe gekommen. Vielleicht fehlte nicht viel, und die dunkle Macht, die schon den Abgrund vor deinem entsetzten Blick aufgetan, hätte dich fortgerissen in den drohenden Schlund. Aber wie des Menschen Kraft, ist er im Innersten rein und beseelt von der Liebe, welche die Natur durchwaltet – wie diese Kraft, sage ich, nur desto herrlichern Sieg erringt, je größer die Versuchung, die an den Menschen herantritt, so wirst du, Albrecht, aus dieser Zeit der Prüfung hervorgeh'n unversehrt im Gemüt, ja im Innern stärker und fester als je zuvor. Und so, ein Heros des Geistes, wirst du, Albrecht, treu im Gedächtnis einer Nation fortleben, die dich als den ersten wahrhaft deutschen Künstler durch die kommenden Jahrhunderte verehren wird!" Dann, nachdem er mit starkem Schritt auf den Ruhen-

den in der Ecke des Zimmers zugegangen, nahm Herr Mathias die herabhängende Hand Albrechts in die seine und sprach sehr leise, wiewohl unverändert fest, so daß der Ton seiner Stimme feierlich zu nennen: „Albrecht Dürer! So ist sein Name, und das sind seine Werke!"

Ein leises Lächeln huschte über das Gesicht des Ruhenden. Doch nur wie der erste Hauch des noch fernen Frühlings war dieses Lächeln, das beinahe schon im Entstehen dem bleichen Ernste wich, der seit Tagen Dürers Antlitz erstarren ließ. Doch spürte Herr Mathias einen geringen Gegendruck von Albrechts Hand in der seinen.

„Wohl", sprach Dürer dann leise zu dem Freunde empor, „wohl will es mir ums Herz werden bei deiner Rede, wunderbarer Mann – und doch – Er – er hier! Ich habe es gespürt vom ersten Augenblick an, als – o ewige Macht des Himmels – als mir mein Gemälde so seltsam, so fremd – ja, es ist wahr: so fremd vorkam, als wär's nicht von mir, sondern als habe ein hämischer Doppeltgänger in mir gehaust und das Bild geschaffen ganz anders, als ich's gewollt, so daß es zwar von meiner Hand, doch nicht von mir – Mathias, hörst du: nicht von mir! Da griff es wie mit spitzigen Krallen in mein Innerstes hinein, und Eiseskälte breitete sich aus – Solfaterra! Er, er war es, der meine Hand geführt, der meinen Sinn betört, der mein Gemüt gefangen gehalten während der Arbeit! Und nun fiel es wie ein Schleier von mir ab: Das sonderbare Unwohlsein, wenn ich auf dem Gerüst stand – ich kannte es nie zuvor! Die Unruhe, die in mir war und die mich trieb, immer fort und fort zu malen, den inneren Bildern folgend, ja ihnen nachjagend – : Niemals nahm ich Abstand, trat zurück von dem Bild, wie ich es sonst getan, um die Tönung, die Harmonie der Farben, die Lichtverhältnisse, den angedeuteten Raum in dem Gemälde zu prüfen – alles war Hast, keine Ruhe, immer nur ein Müssen, Müssen – o Mathias, nun seh' ich's, nun weiß ich's: Solfaterra –" Nicht weiter vermochte Albrecht zu sprechen, die Stimme versagte, er führte eine Hand über die Augen, und diese Hand zitterte.

„Und doch", sprach nun der Doktor Mathias sehr ruhig und gelassen, „und doch, Albrecht, ist dein Gemälde ohne Fehl zu nennen wie alle die andern von deiner Hand, deren Zeichen es trägt untrüglich und fest: Dürers Hand! und nicht die der feindlichen Macht, die dein Inneres bedrohen mag, doch niemals Eingang finden wird in dein tiefes Gemüt! Nein, nur auf einen Augenblick verstört magst du gewesen

sein, vielleicht, weil du große Hoffnungen in das Gemälde gesetzt und weil das Werk zu keinem gewöhnlichen Anlaß gefertigt werden sollte. Und, Albrecht, ist es denn ungewöhnlich zu nennen, wenn der wache Sinn des Künstlers das eigene Werk prüft und befragt? Soll nicht gerade an diesem Werk deine Hand kenntlich werden, Albrecht Dürers herrliche Kunst? Da ist es nicht verwunderlich, wenn der Zweifel, der den Künstler quält, ihn aber auch ehrt und doch eigentlich zum Künstler macht –" „Der Zweifel!" unterbrach Albrecht den Freund hastig und lauter, als er bisher gesprochen, „der Zweifel! Ja, Mathias, das ist's! Ein Nagen und Pochen, eine Pein, die ich niemals gekannt! Wohl hab ich mich sonst auch gefragt, ob diese, jene Stellung einer Figur getroffen ist, ob Schatten und Licht im rechten Verhältnis zueinander und zum Ganzen, ob diese, jene Farbe zu grell oder zu stumpf – doch dies – dies bohrende: Machst du es richtig? – O Mathias, versteh mich: Machst du es überhaupt richtig? Wird das ein Bild? Kannst du bestehen vor den alten Meistern? Sehen sie in dir einen Künstler, oder – oder –" „Oder?" fragte Herr Mathias ruhig. „Oder einen Scharlatan! – Ja, so ist es heraus! Scharlatan – Scharlatan, flüsterte es in mir: willst doch nur die gaffende Menge betören, willst nur dein Licht recht leuchten lassen mit künstlichen Effekten auf deinen Bildern... Nichts, nichts ist wirklich geschaut, alles im eitlen Streben nur auf eine überraschende Wirkung gestellt, nichts Wahrhaftes – Albrecht – nichts, was du im Innern gefühlt und nun aus dir herausstellst ins kraftvolle Leben – nur buntes Geklingel in Farben – " Mit einem Ruck richtete sich Albrecht empor und blickte den Freund an mit großen Augen, in denen das Grauen lag. „Und ich habe – o ewige Macht des Himmels – Mathias! Ich habe mein Gemälde – ich habe es angespien! – Die Kreuzigung Christi! – Der Doppeltgänger – " Weiter ließ aber nun Herr Mathias Albrecht nicht sprechen. „Es ist Zeit, Albrecht, man wird bereits deine Festkleider bringen", sprach er und half ihm empor von dem Ruhebette. Es war so, wie Herr Mathias gesagt. Man brachte Albrechts Kleider, und ein Bedienter half ihm beim Anlegen des kostbaren Tuchs.

Der Leser kennt den festlichen Anzug schon, in welchem Dürer nun aus dem Zimmer trat: Es war derselbe, mit dem er tags zuvor auf der Hallerwiese erschienen, nur daß das Überkleid jetzt nicht von schwarzer Seide, sondern von schwerem, dunkelgrünem Brokat. Dü-

rer dankte dem Bediensteten. Der machte eine Verbeugung. „Der Rat der Stadt", sprach er, „an seiner Spitze der Herr Bürgermeister, ist bereits versammelt, die Ankunft der hohen Herren gemeldet. Ihr werdet erwartet, Meister Dürer, und auch Ihr, Herr Mathias." Begleitet von dem treuen Freunde, begab sich nun Dürer hinunter in den Kaisersaal. Dort fanden die beiden die ehrsamen Meister der Stadt schon versammelt, unter ihnen Weppering, Bergstainer und Erxner, die der geneigte Leser bei jenem Gelage im weißen Lamm schon angetroffen, sowie Herr Harsdorfer mit seiner lieblichen Gemahlin, der Frau Emerentia. Es war den würdigen Meistern anzusehen, wie sehr sie die Ehre zu schätzen wußten, die Bürgerschaft der Stadt Nürnberg repräsentieren zu dürfen bei einem Ereignis, an welchem einige adlige Herren und sogar Fürsten des Reiches zugegen. Ein wenig steif wirkten sie in ihren festlichen, farbenprächtigen Kleidern. Als Dürer eintrat, gefolgt von dem treuen Doktor Mathias, ging ein Raunen durch die Versammlung. Die Meister verbeugten sich tief, die würdigen Patrizier und ihre Damen neigten die Köpfe, so daß Hauben und Barrets sich gar anmutig auf und nieder bewegten in den mannigfaltigsten Farben, auf die das schräge Licht des Nachmittags fiel, das durch die hohen Fenster des Saales flutete. Der Bürgermeister, der hochlöbliche Herr Krondörffer, schritt auf Albrecht Dürer zu; seine schwere, goldene Amtskette glänzte auf dem samtbraunen Überkleid, worunter ein stattlicher Bauch sich wölbte. Er streckte die großen, beringten Hände vor, Dürers Hände herzlich fassend, und führte ihn nach dem Hintergrunde des Saales, wo das Gemälde noch mit einem violetten Tuch verhängt war, desen Ausmaße das Riesenformat des Bildes ahnen ließen. In diesem Augenblick mußten unten vor dem Portal des Rathauses die Kutschen der hohen Herren vorgefahren sein, denn Pferdegetrappel ließ sich vernehmen, und die gedämpften Rufe der Reitknechte klangen herauf. Wieder ging ein erwartungsvolles Raunen durch die Versammlung, die im Halbkreis um Dürer und den Bürgermeister vor dem verhängten Gemälde stand. Die große Doppeltür am andern Ende des Saales wurde geräuschvoll geöffnet, ein Herold trat herein, nahm dicht an der Tür Aufstellung und stieß in ein kurzes Horn eine dreifache, rasche, gedämpfte Fanfare. „Bürger von Nürnberg!" rief er sodann mit heller Stimme, „Es kommen zu euch und beehren euch mit ihrem hohen Besuch – " Und nun nannte er einen Erzherzog, einen Fürstbi-

schof, mehrere Herzöge, Fürsten, Markgrafen und Grafen, viele mit ihren Damen, und bei jedem der erlauchten Namen neigte sich die Versammlung, neigten sich auch Dürer und der Bürgermeister in ihrer Mitte. Die Herrschaften zogen ein, Gruppe für Gruppe, alle in prächtigen, glänzenden Gewändern, die Herren mit den Fürstenmützen und den Abzeichen ihrer Würde, die Damen in langen, kostbaren Kleidern, gold- und silberdurchwirkt, mit Perlenketten, mit glitzernden Steinen im Haar; schimmernde Reifen glänzten an einigen freien Handgelenken, während die meisten hinter kostbarem Stoff und Rüschen verborgen waren. Feierlich trat Herr Krondörffer wenige Schritte aus der Versammlung vor, verneigte sich tief, hielt einige Augenblicke vornübergebeugt inne, richtete sich empor, das breite, blondbärtige Antlitz von der Verbeugung gerötet, und begrüßte die hohen Herrschaften in den zierlichsten, ehrerbietigsten Worten. „Und nun, hochedle Herren und Damen", schloß er dann seine Begrüßung voll tiefen Respekts, „nun erlaubt mir, Euch jenen Mann zu präsentieren, um dessentwillen die Bürger Nürnbergs heute hier versammelt, und dem Ihr, hochedle Herren und Damen, Eure huldvolle Aufmerksamkeit zu schenken gekommen seid – ich meine den größten Sohn dieser Stadt, ich meine unsern Meister Albrecht Dürer!"

Die adligen Herren und Damen, die, ein wenig abgesetzt gegen die Bürger der Stadt, den Kreis um Dürer nach der linken Seite des Saales schlossen, grüßten gnädig, die Damen lächelnd, und so auch die Frauen der Patrizier. Während sich aber unter diesen und dem Adel nur beifälliges Murmeln erhob, ein raunender Respekt dem großen Künstler, so riefen die Meister Erxner, Bergstainer und Weppering in begeistertem Unisono: „Er lebe hoch – hoch – hoch!" Man kann denken, wie dieser ungekünstelte Enthusiasmus der wackern Meister zuerst ein leises Befremden unter den vornehmen Herrschaften hervorrief, und wie Dürer selbst in Verlegenheit gesetzt war durch diese starke Beifallskundgebung seiner Gefährten vom Handwerk. Doch da geschah etwas Erstaunliches. Der Fürstbischof von Passau, neben dem Erzherzog der Erste unter den hohen Herren, schritt auf Albrecht Dürer zu und ergriff seine Hände gerade so, wie es vorher der Bürgermeister getan, und drückte sie. Dann wandte er sich zur Versammlung und sprach die denkwürdigen Worte: „Recht ist es, ihr wackern Bürger Nürnbergs, euern Meister Dürer hochleben zu lassen, denn hoch er-

hoben hat er sich wahrlich in der heiligen Kunst der Malerei, in welcher ihm heute in unserm Reich und vielleicht in der Welt keiner gleichkommt. Ja, ihr Nürnberger, stolz dürft ihr und sollt ihr sein auf diesen Sohn eurer Stadt. Seine Werke sind belebt von der Liebe eines tiefen Gemüts, von dem Glauben an die Heilige Schrift und ihre Verkündung, von dem Geist, der die Bilder des Innern erkennt und deutet – und von dem Talent, diese Bilder ins kräftige Leben treten zu lassen auf der Tafel des Malers. Ihr merkt, liebe Nürnberger, ich nenne das Talent zuletzt, das Können, das ja den Künstler erst in den Stand versetzt, das zu verwirklichen, was er geschaut. Ich nenne es nicht deshalb zuletzt, weil es von allen Gaben, die den Künstler ausmachen, für die geringste zu achten – nein, gewiß nicht. Doch ich nenne es zuletzt, weil es den Ring schließt, den die anderen Gaben des Künstlers, im Reigen verschlungen, eröffnen: der Glaube – die Liebe – die Erkenntnis. Ohne diese drei ist das Talent wie eine bunte Seifenblase, die sich wohl ein wenig emporschwingen mag in die Lüfte, doch, vom rauhen Winde ergriffen, sehr bald zerplatzt, lautlos, vergänglich, ohne eine Spur in der Welt zu lassen. Schön und schillernd mag die Seifenblase sein, wohl auch verlockend, aber ebenso gleißnerisch, ja von verderblicher Wirkung auf seinen Besitzer und seine Betrachter – wovon, wie mich dünkt, manch Beispiel zeugt."

Einen Augenblick hielt der Fürstbischof inne. Er ließ seinen dunklen, ruhigen Blick über die Versammlung schweifen, die von dieser Majestät erfaßt sich regte. „Ein ganz ander Beispiel", so fuhr der Fürstbischof fort, „gibt uns allen unser Meister Albrecht Dürer. Seine Werke sind unvergänglich – und dafür, ihr lieben Nürnberger, habt ihr ganz recht, ihn hochleben zu lassen. Ich selbst und alle die Herren und Damen, die mit mir gekommen sind, auch wir lassen Albrecht Dürer hochleben, denn hoch erhoben ist er im Reich der Kunst wie ein Fürst."

Jubel brach aus unter den Bürgern Nürnbergs ob dieser hohen Ehrung ihres Albrecht Dürer. Auch der Adel zollte Beifall. – Nun wurde von zwei Ratsdienern, die auf Leitern stiegen, das Tuch von dem großen Gemälde abgenommen, und in herrlicher Pracht erstrahlte das Bild in der milden Sonne des Spätnachmittags in dem großen Kaisersaal des Nürnberger Rathauses: Dürers „Kreuzigung Christi".

Nachdem sich die Versammlung von der Bewegung erholt hatte,

die von der Wirkung des Bildes hervorgerufen war, trat noch einmal Herr Krondörffer, der Bürgermeister, an die Tafel heran und begann in folgender Art: „Edle Herren und Damen, würdige Patrizier, liebe Bürger der Stadt – Ihr seht, daß vom hochehrwürdigen Herrn Fürstbischof kein Wort zuviel des Lobes gesagt worden, und daß der Ruhm unsres Meister Dürer mit diesem neuen Werk, das er uns, dem Rat der Stadt" – und Krondörffer machte eine Geste, welche die anwesenden Herren seines Rates umfaßte, die zugleich stolz und verlegen lächelnd dastanden – „gewidmet und zugeeignet, noch strahlender aufgehen wird, als er es bisher schon ist." Während der Bürgermeister fortfuhr in seiner Rede zum Lobpreise Albrecht Dürers und zum großen Tag der Stadt, trat dieser zur Seite gegen die hohen Fenster hin. Ein sonderbares Gefühl hatte ihn ergriffen, eine innere Unruhe, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Während alles den Worten des Bürgermeisters lauschte, irrte Dürers Blick über die Versammlung hinweg in die Tiefe des Saales. In dem ungewissen Licht, das die schrägen Strahlen der Sonne dort verbreiteten, gewahrte er plötzlich eine hohe, hagere Gestalt, die in einem entfernten Winkel an einer Säule lehnte. Unter dem schwarzen Barett, auf dem eine lange Feder leise wippte, erkannte Dürer das leichenblasse Antlitz eines Mannes. War das Gesicht schon hager, so verstärkten die scharfen Schlagschatten, die dort hinten fielen, das Maskenhafte des Gesichts. Allein die großen schwarzen Augen schienen darin lebendig, denn die funkelten herüber und trafen Albrecht mit einem Basiliskenblick, daß ein Eisstrom sich durch sein Inneres ergoß. Der Mann trug einen langen Mantel von düsterem Violett auf eine besondere Weise, die Arme darein verwikkelt, so daß er in starrer Reglosigkeit wie emporgetaucht wirkte.

Nicht loszulösen vermochte Dürer den Blick von der Erscheinung des Fremden. Wie gebannt starrte er hin – und auf einmal erkannte er ihn: Solfaterra! Im selben Augenblick löste sich die Starre der bleichen Maske drüben: Als habe der andere Dürers Erkennen seinerseits erkannt, verzog sich der schmale Mund zu einem höhnischen Lächeln, und aus den schwarzen Augen leuchtete Haß. Wie von fremder, unwiderstehlicher Gewalt getrieben, konnte Dürer nicht loskommen von diesen Augen. Er wollte wegschauen, zu den Nürnbergern, zum Adel hinüber – vergebens: der andere hielt ihn fest mit dem furchtbaren Blick, der wie ein glühender Dolch in Dürers Brust drang.

Endlich, endlich ließen die Augen ihn los – doch nur, um mit demselben Haß auf Dürers Bildern zu haften, als wollten sie diese in Flammen setzen. Denn nicht nur das eine Gemälde hatte Dürer aufhängen lassen. Tiefer furchten sich die Falten auf der hohen, bleichen Stirn, noch weiter sanken die Mundwinkel herab, noch schwärzer blitzten die Augen. Dann glaubte Dürer ein leichtes Kopfschütteln zu bemerken, und erneut richtete sich der Basiliskenblick auf ihn. Bei all dem stand aber die Erscheinung starr an den Pfeiler gelehnt, ohne die leiseste Bewegung des Körpers, hochaufgerichtet in dem schwarzvioletten Umhang. Wie von eiskalten Fäusten gepackt fühlte da Albrecht sich hoch emporgehoben über einen grausigen Abgrund, daß ihn schwindelte. Und immer der Blick wie ein diamantener Strahl aus den entsetzlichen Augen. Dürer stockte der Puls – raste dann wild – er tat einen Schritt nach vorn, wankte, hielt sich am Sims des Fensters zu seiner Rechten fest. Meister Erxner, der in seiner Nähe stand, sah ihn erstaunt an. Dürer aber, nun nicht mehr Herr seiner Sinne, schrie auf im Krampf des Entsetzens, und, die Faust drohend erhoben gegen die Erscheinung, rief er hinüber: „Verruchter! Hebe dich weg – heb dich hinweg – denn ich bin es – ich – Albrecht Dürer!" Mit einem gurgelnden Schrei, der ihm aus dem halb geöffneten Munde brach, sank Dürer in sich zusammen, und hätte ihn nicht Meister Erxner geistesgegenwärtig gehalten, er wäre zu Boden geschlagen.

Die Meister eilten herzu, man rief nach dem Arzt, der treue Mathias Salmasius beugte sich über den Freund, fühlte seinen Puls. Die Damen der Versammlung blickten erschrocken, ja manche von ihnen entsetzt; denn wen oder was Dürer gemeint mit seinem Ausruf, das mußte durchaus rätselhaft bleiben. Im Saal waren nur die geladenen Gäste, der hintere Teil indessen, in den hinüber Dürer ja gerufen und gedroht hatte, gänzlich leer. Ratlosigkeit, Verwirrung, Verlegenheit standen auf allen Gesichtern, auch auf denen des Bürgermeisters und des Fürstbischofs. Einer der Ratsdiener, die das Gemälde enthüllt, war davongeeilt und kam nun, kaum eine Minute nach dem Vorfall, mit zwei Fläschchen Medizin zurück, die er aus seiner Wohnung neben dem Rathause geholt. Der zweite war ebenfalls schon unterwegs, um einen Arzt herbeizurufen. Mathias rieb Dürer mit einem der Säfte die Schläfen. Albrecht schlug die Augen auf. Nun flößte Mathias ihm von dem andern, bittern Trank etwas ein. Dürer hustete, kam aber sichtlich

zu sich. Sein Blick, der im Moment des Erwachens ganz trübe gewesen, klärte sich, seine Lippen bewegten sich leise. Mathias richtete ihn auf. Albrecht führte die Hand an die Stirn, wie, um sich zu besinnen, und seufzte tief auf. Der Fürstbischof, der Bürgermeister, die Damen umstanden ihn, und vorzüglich von diesen streiften ihn ängstliche, mitleidige Blicke. „Vielleicht hat sich Meister Dürer ein wenig überarbeitet", flüsterte eine junge, blasse Gräfin und führte ihr battistenes Tuch an die Augen. Herr Krondörffer faßte sich. „Ihr guten Meister", sprach er, zu Erxner und den andern gewandt, „bringt ihn hinauf ins Ruhezimmer – aber vorsichtig!" Dürer jedoch erhob sich mühsam. „Ich bitte euch, ihr lieben Nürnberger", wendete er sich leise an die Bürger, die Patrizier und ihre Frauen, „sagt meiner Frau nichts von dem, was hier geschehen. Sie liegt krank zu Hause. Ich bleibe noch hier mit dem Herrn Doktor Salmasius, damit sie glaubt, es gehe heute alles seinen Gang wie vorgesehen. Gute Nacht, meine lieben Nürnberger." Die Versammlung löste sich auf, man entsprach Dürers Begehren, unter Segenswünschen für ihn und seine Gesundheit. Noch immer ein wenig verwirrt, machten sich die Bürger auf den Heimweg, die Fürsten und ihr Gefolge bestiegen die wartenden Kutschen vor dem Rathaus, und in allen Gruppen der Bürger, in allen Gespannen der hohen Herrschaften war auf dem Heimweg natürlich die Rede von Albrecht Dürers seltsamem Zufall bei der Enthüllung seines Gemäldes.

Inzwischen war eine Bahre herbeigeschafft worden, Dürer mußte sich darauflegen, wiewohl er beteuerte, es gehe ihm schon wieder besser und er könne allein gehen. Meister Erxner und Meister Bergstainer trugen ihn auf der Bahre aus dem Saal ins obere Stockwerk hinauf nach dem Zimmer, worin Albrecht zuvor schon geruht und dann angekleidet worden. Der Bürgermeister, ja der Fürstbischof selbst ließen es sich nicht nehmen, Dürer zu folgen, und da Herr Mathias und auch der Ratsdiener, der die Medizin gebracht, ein gleiches taten, bewegte sich eine kleine Prozession hinauf nach dem Ruhezimmer. Dort hoben Erxner und Bergstainer Dürer so vorsichtig von der Bahre hinüber auf das Ruhebett, als bewegten sie einen lebensgefährlich Verletzten, und fast mußte Dürer lächeln über die ernsthaften, besorgten Mienen, welche die wackern Meister dabei aufsetzten. Der Fürstbischof trat heran, faßte Dürers Hand und sah ihm in die Augen mit unbeschreiblich mildem Ernst. Dürer schien etwas sagen zu wollen, der Fürstbischof je-

doch legte den beringten Finger an den Mund und sprach leise: „Jetzt nicht, Meister Dürer – später, wenn Ihr wollt. Gott gebe, daß Ihr Euch rasch erholt.“ In diesem Augenblick trat der Arzt ein, zusammen mit dem zweiten Ratsdiener, der ihn herbeigeholt. Man machte dem Arzt vor dem Ruhebett Platz. Der grüßte ehrerbietig, jedoch knapp den Fürstbischof und wandte sich sofort Dürern zu. Nach einer kurzen Untersuchung, die den geübten, erfahrenen Mediziner verriet, sagte er leise zu den Umstehenden, wobei er sich besonders an den Herrn Mathias Salmasius wendete: „Es ist nichts Ernstes, meine Herren, es gibt keinen Grund zur Besorgnis. Was Meister Dürer braucht, ist Ruhe, nichts als Ruhe.“ Herr Krondörffer machte Anstalten, dem Arzt zu erklären, was vorgefallen; der unterbrach ihn freundlich, aber bestimmt. „Ich bin im Bilde, Herr Bürgermeister. Euer Ratsdiener hat mich auf dem Wege hierher von dem Geschehen unterrichtet. Es ist das beste, wenn Meister Dürer noch wenige Stunden hier liegenbleibt und sich ausruht. – Herr Doktor Salmasius“, wandte er sich an diesen, „wäre es Euch möglich –“ Herr Mathias ließ den Arzt nicht ausreden, er wußte, was dieser wünschte und was nötig war. „Ich bleibe bei ihm“, sprach er leise und fest, „so lange Ihr es für nötig haltet. Dann bringe ich ihn heim. Ihr könnt Euch auf mich verlassen.“ Der Arzt nickte lächelnd. „Er braucht nur wenige Stunden. Hier lasse ich Euch eine Medizin. Sollte der Anfall wiederkehren – was ich nicht glaube – so flößt ihm davon ein. Wird es nicht besser, weckt den Ratsdiener, der im Zimmer nebenan schläft, und schickt ihn zu mir. Ich komme dann augenblicklich. Wie gesagt, es ist nur der Vorsicht halber.“ Er verbeugte sich vor dem Fürstbischof, nickte Dürern aufmunternd zu und verließ das Zimmer mit dem Ratsdiener, dem er draußen noch Anweisungen gab.

„Nun, ihr Herren“, sprach der Fürstbischof, „ihr habt es gehört: Ruhe braucht unser lieber, unser herrlicher Meister Dürer.“ Ein leichtes Schmunzeln flog über sein schönes, ebenmäßiges Greisengesicht. „Gott, dem Kaiser und dem Arzt sollen wir gehorchen.“ Er ging hin zu Albrecht, faßte noch einmal seine Hand, nickte ihm zu. „Auf später, Meister Dürer, du wunderbarster aller deutschen Maler!“ Und mit einer Geste, welche die Anwesenden außer Herrn Mathias umfaßte, schritt er aus dem Zimmer, die anderen durch diese Handbewegung gleichsam mit sich ziehend. – Herr Mathias, nun allein mit Albrecht,

hütete sich wohl, in den Freund zu dringen, was der Vorfall habe bedeuten sollen. Er nahm vielmehr einen bequemen Stuhl und schob ihn heran zu Albrecht. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach leise: „Schlaf nun, Albrecht, ich bin bei dir." Albrecht hatte die Augen bereits geschlossen. „Ich danke dir, Mathias", flüsterte er kaum vernehmlich. Die buschichten, im wachen Zustand meist scharf zusammengezogenen Augenbrauen entspannten sich, der krankhafte Zug unter den Augen verschwand, die markichten Züge lösten und glätteten sich. So lag Dürer einige Minuten, während der Freund das ruhende Antlitz betrachtete. Da fing Albrecht plötzlich noch einmal an zu sprechen, leise, mit geschlossenen Augen. Mathias beugte sich vor. Die Worte waren undeutlich, die Lippen schienen nur widerwillig zu artikulieren, stolperten wie taub den Worten gleichsam hinterher, die das halb wache Bewußtsein ihnen zu bilden befahl. Albrecht schwebte offenbar in jenem Zustand, der dem Einschlafen vorherzugehen pflegt und den wir Delirium nennen. Es ist dies jenes dumpfe Stadium zwischen Wachen und Schlaf, worin das Bewußtsein im Begriff steht, im Strudel des Traums zu versinken. Noch nehmen die Sinne wahr, was außen geschieht, jedoch wie aus weiter Ferne, und sonderbar verworren mischt sich der sinnliche Eindruck mit den dunklen Bildern, die im Innern aufzusteigen beginnen. Wohl geschieht es uns in diesem Zustand, daß das Bewußtsein noch nach außen zu dringen versucht, wobei es aber, schon im Hinüberschwinden, sich selbst nicht mehr ganz in der Gewalt hat.Und so sprechen wir wahrhaft unwillkürlich, gewissermaßen ohne Überwachung durch unser Selbst. Nicht wir sind es dann, die sprechen, sondern es spricht gleichsam aus uns: so, wie es auch im Traume selbst geschieht, wenn wir im Schlaf plötzlich reden. Jedoch kommen die Bilder des Deliriums nicht aus dem dunklen Abgrunde des Traums, wenn nur noch die Natur in uns arbeitet als ein Spiegel aus der Tiefe, daß wir nicht ins Bodenlose versinken – sondern sie sind Reflexe des Bewußtseins, das sich noch immer mit dem Außen beschäftigt und in die Wirklichkeit zurückzustreben sucht, während der Schlaf es einholt und der Körper sein Recht verlangt.

In diesem Zwitterzustande des Seins befand sich nun Albrecht. Mathias hörte ihn murmeln: „Versengt – versengt das Bild von dem Blick – Basiliskenaugen – das Kreuz in Flammen – der Prunknarr

macht mich auch noch nicht tot – Scharlatan –". Herr Mathias wußte, wovon Dürer sprach.

Doch er verscheuchte die düstern Gedanken. Dem Schlafenden ins jetzt vollkommen ruhige Antlitz blickend, zogen die Bilder der Vergangenheit an ihm vorüber: die gemeinsame Zeit der Jünglingsjahre mit Albrecht Dürer, als sie bei dem frommen Meister Michael Wolgemut in der Lehre, und wie sich beider Wege dann getrennt, da jeder seinem Stern, den er erkannt, zu folgen begann. So hatte es Mathias ebenso unwiderstehlich zu den Wissenschaften hingezogen, wie es Albrecht trieb, sich mit aller Kraft des tiefen Gemüts der Kunst zu ergeben. Und dann, nach Jahren, hatten sie ein unvermutetes Wiedersehen, das für beide ein beseligender Augenblick der Freundschaft war, die von da an unverbrüchlich. Mathias, in der Welt inzwischen zu Ansehen und auch Ehren gelangt, vermochte Dürern an Fürstenhöfen, ja beim Kaiser selbst einzuführen, und Albrecht dankte es dem Freunde, der hohen Anteil an seinem Schaffen nahm, mit verdoppeltem Fleiß in seiner Kunst; und die herrlichsten Werke entstanden, die seinen Namen nun weithin bekannt machten und seinen Ruhm aufstrahlen ließen. Mathias wußte von Irmshöfer, wußte von Solfaterra, doch nichts deutete darauf hin, daß die Gestalten jener verhängnisvollen Zeit noch einmal emportauchen und Dürer bedrohen würden. Nun war es also geschehen …

Dies und noch manches andere ging Herrn Mathias durch den Sinn, als er bei dem Freunde wachte. – Immer mehr sank die Dämmerung in das kleine Zimmer, worin es nun so still, daß die ruhigen Atemzüge des Schlafenden zu hören waren.

Herr Mathias mußte selbst eingenickt sein, denn er schreckte empor von einem Laut, der aus den verborgensten Tiefen eines gequälten Gemüts zu kommen schien. Dieser Laut war nicht menschlich zu nennen; es war ein unartikuliertes, stöhnendes Röhren, das sich in ein jagendes Hecheln verwandelte und schließlich zu einem Schrei des Entsetzens wurde, wie ihn nur die Todesangst herauspreßt. – Dürer saß aufgerichtet im Bett, und im letzten Tageslicht, welches durch das Fenster hereinfiel, war zu erkennen, daß er schweißgebadet sein mußte, denn die Haare klebten ihm wirr in der Stirn. „Mathias! Mathias!" rief Dürer außer sich. „Er – er ist hier!" Mathias zündete eine Lampe an und versuchte Albrecht, wiewohl er selbst nicht wenig erschrok-

ken, zu beruhigen. Er trocknete ihm Stirn und Nacken mit einem Tuch, das auf dem kleinen Tisch neben dem Bett lag. „Scharlatan", flüsterte Albrecht, „Prunknarr – Scharlatan ..." Mathias flößte Albrecht von der Medizin ein, die der Arzt dagelassen. „Albrecht, so beruhige dich doch! das alles sind nur böse Träume – du bist überanstrengt, deine Nerven sind überreizt –" „Nein, nein!" rief Albrecht. „Ich fühle es – er ist hier! – Du hast es vor Stunden selbst gesagt! – Er streckt seine Krallen nach mir aus! Das Bild von Dürers Hand –" Weiter konnte Albrecht nicht sprechen, denn in diesem Augenblick ertönte unten im Saal ein Gelächter, das schaurig widerhallte, und eine fürchterliche Stimme rief: „Ja, Albrecht! Tand – Tand von Scharlatans Hand, das sind deine Werke!" Und wieder die grauenhafte Lache, daß es drunten im Saal dröhnte vom vielfachen Echo. Dann schlug mit klirrendem Krachen eine Türe zu, und es ward still. Albrecht fühlte, wie es mit glühenden Krallen in sein Inneres griff. Gelähmt vor Grauen, vermochte er sich nicht zu regen. Nur ein leiser, ersterbender Laut des Entsetzens entrang sich der Brust in unendlicher Qual.

Wiewohl auch dem Herrn Mathias bei der furchtbaren Stimme, die wie aus dem Jenseits zu kommen schien, das Blut in den Adern stockte, so faßte er sich doch, nachdem er einige Augenblicke erstarrt gestanden. Mit zwei entschlossenen Schritten war er an der Tür, riß sie auf und stürmte hinunter in den Saal, während Albrecht noch immer reglos dalag, Eiseskälte im Herzen. – Von drunten klang des Doktor Mathias starke Stimme herauf: „Solfaterra! – Solfaterra!" Dann flammte irgendwo Fackelschein auf und fiel unruhig flackernd durch die Tür, die Herr Mathias offengelassen, und auf Albrechts Antlitz, das in der Totenblässe wie eine schaurige Maske schien. Eine Tür im Saal wurde aufgerissen, und Albrecht hörte, wie Doktor Mathias noch einmal rief: „Solfaterra!" – und wie der verhängnisvolle Name verhallte. Dann entfernten sich die Schritte des Freundes, der offenbar eine Treppe aus dem Saal hinunterstieg zum Ausgange des Rathauses.

Viertes Kapitel

Es scheint nötig, den geneigten Leser zurückzuführen zu jenem Gespräch, das Herr Harsdorfer und seine würdige Gattin, Frau Emerentia, mit ihrer Tochter Mathilde geführt, und wie dieses Gespräch sich wandte, nachdem Herr Mathias Salmasius hinzugetreten.Dies war am Vormittag desselben Tages, an welchem im Rathause der Festakt zu Ehren Dürers stattfand. – Magister Mathias begann nämlich, nachdem er die Damen gar zierlich begrüßt, zum Herrn Harsdorfer gewendet in folgender Art: „Seid gegrüßt, würdiger Herr, und hört mich an. Ich komme in einer Sache, die mir sehr angenehm." Und jener Zug von mildem Ernst, der sonst dies Antlitz ohne Alter beherrschte, wich einem anmutigen Lächeln. „Wenn heute am Nachmittag auf dem Rathause einige Fürsten und Großen des Reichs, in Ehren willkommen geheißen durch den Bürgermeister und die ersten Patrizier der Stadt, unter denen auch Ihr, das neue Gemälde unseres herrlichen Meisters Albrecht Dürer enthüllen lassen und es in Augenschein genommen, so wird in acht oder zehn Tagen ein großes Fest auf der Hallerwiese stattfinden, an dem sich jedermann beteiligen mag. Höhepunkt dieses Festes aber wird ein Sängerwettstreit sein, und Ihr, würdiger Herr, seid auserwählt vom Rat der Stadt und vom Festkomitee, hierbei den Vorsitz zu führen. Eure Damen –", und Herr Mathias machte eine zierlich-höfische Verbeugung in Richtung der Frauen, „Eure Damen mögen in Eurer Begleitung sein und Euch und mir helfen, den Sieger des edlen Wettstreits zu ermitteln." Während Mathilde bis in die Stirn errötete bei diesen Worten des galanten Botschafters, lächelte Frau Emerentia ihr holdestes Matronenlächeln. Noch ehe ihr Gemahl etwas zu entgegnen vermochte, erwiderte sie sehr gefaßt: „Gern, Herr Doktor Salmasius, sehr gern nehmen wir die Ehre an, den tüchtigsten der Sänger zu küren auf der Hallerwiese. Ihr werdet uns bereit finden zur bestimmten Stunde. Und wenn mein Herr Gemahl und auch Ihr, Herr Doktor Salmasius, der Meistersänger rechte Weis' beurteilt und jeden von ihnen an dieser strengen Elle meßt, so wird mir und unserer Tochter Mathilde wohl die Aufgabe zufallen, die Anmut und Grazie, die Erscheinung, das Tun und das Wesen, das ganze Auftreten der Sänger, die im Wettstreite, zu erkennen und unsere Ansicht darüber zu bilden, daß wir gemeinsam zu gerechtem Urteil finden." – In dem breiten

Gesicht des Herrn Harsdorfer stand nicht geringes Erstaunen über diese Rede der Gattin. Die dunklen, buschichten Brauen emporgehoben, blitzte aus seinen grauen Äuglein die Frage, wie Frau Emerentia sich so rasch in das Ansinnen des Herrn Doktor Salmasius habe finden können, und eine leichte Unmutsfalte bildete sich ihm über der Nasenwurzel. „Frau", sprach er, und sein Ton schwankte zwischen Staunen und Ironie, „Frau, es fehlte nur, daß du zu wissen wünschtest, ob auch der Kaiser zugegen." „Er wird es nicht sein", nahm wieder Herr Mathias das Wort, „und auch die Fürsten und hohen Herren, die heute nachmittag Dürern die Ehre geben, werden nicht dabei sein. Das Fest auf der Hallerwiese soll ein Ereignis ganz für die Bürger der Stadt, für das Volk sein, mit gar vielen Lustbarkeiten und einem großen Wettstreit der Sänger, die von überall her sich einfinden werden. Für diesen Kampf der Sänger ist nun aber durchaus ein Kollegium nötig, welches die Entscheidungen über die besten Darbietungen fällt – und dies wird unsere Sache sein, meine verehrungswürdigen Damen, unter dem Vorsitz des lieben Gemahls und Vaters." Herr Mathias lächelte und machte wieder eine kleine Verbeugung. „Aber o weh, wir schwatzen!" rief Frau Emerentia, „und unser Gast steht noch immer, sitzt nicht bei uns, hat noch nicht von unserm Wein genossen! Schnell, Mathilde, geh hinunter und bring ein Glas Wein für unsern Gast!" Aber nun ermannte sich auch Herr Harsdorfer. „Kind, vom besten!" rief er. „Geh gleich hinab in den Keller, linker Hand hinten ganz in der Ecke lagert der Vierzehnhundertsechsundsiebziger Domherr, den holst du herauf, und gib fein acht, daß du den passenden Pokal wählst – und kredenzest den Tropfen dann unserm edlen Herrn Doktor Salmasius!" Gehorsam erhob sich Mathilde, den Wunsch der Eltern zu erfüllen. Wie sie an dem Doktor Mathias, der in der Tat noch immer inmitten des Zimmers stand, vorüberwollte, sah ihr dieser mit einem milden, freundlichen Lächeln ins Gesicht und hielt sie sanft am Handgelenk fest. Beider Blicke begegneten sich: der tiefblaue, unbefangene der Jungfrau und der braune, von leiser Schwermut umflorte Blick des Herrn Mathias. „Holdes Kind", sprach er leise, doch so, daß auch die Eltern es hörten, „dich schickt der Himmel, der ja selber aus deinen Augen spricht. Ja, du wirst es erfüllen." Er ließ ihre Hand los. Eine flüchtige Röte stieg in Mathildens Antlitz. Sie stand da, stumm, erstaunt, aber nicht schüchtern. Sie schlug die Augen nicht nieder, und schon war

auch die Röte in ihrem Gesicht verflogen. Wie gebannt hielt sie den Blick des Mannes nicht nur aus, sondern es wollte die Eltern, die voll Verwunderung die Szene betrachteten, geradezu bedünken, als erwidere sie diesen Blick, ja als halte sie mit dem ihren nun den seinen fest. – Wunderbarer Moment! der allen Beteiligten, auch Herrn Mathias selbst, viel länger schien, als er wirklich war. – Nun tat Mathilde einen leisen Knicks vor dem Herrn Salmasius und eilte dann, den Auftrag der Eltern zu erfüllen.

Als Herr Mathias darauf an dem zierlichen, mit schönem Schnitzwerk bedeckten Tisch bei den Harsdorfers Platz nahm, leuchteten seine Augen. „Herrliches Kind!" rief er aus. „Glückliche Eltern, die eine solche Tochter ihr eigen nennen!" „Das mag wohl sein", erwiderte der Hausherr bedächtig, „das mag wohl sein, Herr Doktor Salmasius – jedoch –" Er stockte, da er einen bedeutsamen Blick der Gattin erhalten. „Jedoch", fuhr Herr Mathias sanft lächelnd fort, „hat sie nicht ganz im Sinne der Eltern gewählt, und das ist Anlaß zu Kummer und Vorwürfen." Noch einen Blick wechselten die Ehegatten, dann versetzte Herr Harsdorfer beinahe kühl: „Ich sehe, daß ich recht hatte. Ganz Nürnberg weiß offenbar schon, wen sich Mathilde Harsdorfer zum Bräutigam erkoren." „Deshalb bin ich hier", sprach Herr Mathias, und das Lächeln in seinen Mundwinkeln schien sich ironisch zu vertiefen. – Man kann denken, wie das Erstaunen in den Gesichtern der Harsdorfers noch wuchs; doch ehe sie fragen konnten, fuhr Herr Mathias fort, indem er sich leicht von seinem Sitz erhob und eine Verbeugung andeutete: „Ich habe die Ehre, Euch einen Gruß zu entbieten – nicht vom Kaiser, edle Dame." Er machte eine Pause und setzte sich wieder, während das Lächeln um seinen Mund nun beinahe schalkisch zu nennen. Frau Emerentia errötete und schlug die Augen nieder. Der Hausherr aber dachte bei sich: ‚Sieh einer, der Doktor Salmasius – was für ein geschickter Unterhändler! Doch worauf will er hinaus?' Er sollte es sogleich erfahren. „Nicht vom Kaiser", nahm Herr Mathias seine Rede wieder auf, „und doch von einem nicht minder Großen – verzeiht! Auch er ist ein Herrscher – ein Herrscher in dem schönsten Reich, das ich kenne: in dem wunderbaren Reich der Kunst! Er gehört zu den wenigen, die das elfenbeinerne Tor zum Heiligsten durchschritten – die der Strahl der Erkenntnis getroffen, daß ihr reines Gemüt, begeistert und doch zugleich gezügelt vom klaren Verstande, die

herrlichsten Werke hervorgebracht, weil sie im Innern wahrhaft geschaut, was zu sagen oder zu zeigen sie drängte. Ich meine niemand anders als unsern Meister Albrecht Dürer." „Meister Dürer!" entfuhr es Frau Emerentia. „Wohl gesprochen, Herr Doktor Salmasius", antwortete Harsdorfer. „Und eine Ahnung will sich nun in mir regen, warum Ihr gekommen. Ich hoffe nur –" „Still!" unterbrach ihn Herr Mathias. „Euer Kind." Wirklich trat in diesem Augenblick Mathilde wieder herein. Sie trug einen vergoldeten Teller, auf dem in einem herrlich geschliffenen Pokal ein dunkler Wein glühte. Anmutig trat sie heran zum Herrn Mathias, stellte den Trank vor ihn hin und tat einen leichten Knicks. „Möge der Wein Euch munden, edler Herr", lispelte sie. „Mathilde", sprach Frau Emerentia, „komm, mein Kind, wir wollen den Vater und Herrn Doktor Salmasius allein lassen. Die beiden haben hier Dinge zu bereden, die Männersache, Verhältnisse des Rats und der Stadt Nürnberg, wie nämlich die hohen Herrschaften heute nachmittag zu empfangen – und dergleichen mehr. Hier stören wir nur. – Wohl bekomm's, Herr Doktor Salmasius!" Damit erhob sich Frau Emerentia, und, einen dankbaren Blick des Herrn Mathias mit einem gar anmutigen Lächeln erwidernd, das beinahe nur in ihren grünen Augen lag, schritt sie am Arm ihrer Tochter hinaus, das leise Rauschen ihres langen violetten, kostbaren Kleides wie hinter sich herziehend.

Was, geneigter Leser, die beiden würdigen Herren nun miteinander zu bereden hatten, war, du weißt es längst, keineswegs die Politik und auch nicht Männersache, sondern eigentlich sogar eine Frauensache, oder besser noch: eine Mädchensache – kurz: die Angelegenheit des holden Himmelskindes Mathilde, von deren Blick und Antlitz Herr Mathias getrunken. Und du ahnst, geneigter Leser, gewiß auch, daß dieser gekommen, um dem Vater des Mädchens zu sagen, wie das Betragen seines wilden Pflegesohnes Raphael auf der Hallerwiese den Meister Dürer zutiefst gekränkt, und wie er, Dürer, für ihn und sein Ungestüm Abbitte leiste. Das war aber nicht alles; denn während Herr Mathias den Wein des Hausherrn lobte und auch sonst sein Botschafter-Geschick leise und unauffälig entfaltete, milden Ernst im Angesicht, wurde ein Weiteres verhandelt, etwas nämlich, das für alle beteiligten Personen von der größten Wichtigkeit war. Doch wird es nicht nötig sein, dir, geneigter Leser, weitläufig den Gang des Gespräches

mitzuteilen. Du wirst, was geschah oder vielmehr geschehen sollte, viel besser aus dem ersehen können, was die Personen, die du nun alle kennst, taten, als aus dem, was sie gesprochen.

Doch alles zu seiner Zeit! – Wir müssen inzwischen zurückkehren zu jenem seltsamen Augenblick, in welchem wir Albrecht Dürer und den Herrn Mathias auf dem Nürnberger Rathause verlassen.

Fünftes Kapitel

Langsam, ganz langsam erholte sich Albrecht von dem Schrekken, den er erlitten. Eben wollte er sich erheben von dem Ruhelager, um dem Freunde zu rufen, der sich auf der Suche nach Solfaterra entfernt hatte, als er in dem ungewissen Licht, das die spärliche Öllampe in dem Zimmer verbreitete, von der immer noch offenen Türe her ein widriges, heiseres Flüstern vernahm: „Werke von Scharlatans Hand!" Nach einigen Augenblicken war die Stimme nähergekommen. „Von Scharlatans Hand!" – Das Entsetzen schnürte Albrecht die Kehle zu. Er war einer Ohnmacht nahe. Doch wie die ewige Macht dem Menschen gerade in der höchsten Not die Kraft der Überwindung schenkt, so fühlte plötzlich Albrecht einen wunderbaren Mut in sich aufsteigen, dem Kampf mit dem Bösen nicht auszuweichen. Ein heiliger Zorn riß ihn empor, er schwang sich von der Bettstatt, griff nach dem Leuchter, der auf einer Anrichte neben dem Ruhebett stand, und schleuderte ihn mit mächtigem Schwung nach der Stimme, indem er rief: „Hebe dich hinweg, Satan!" Der Leuchter schlug mit metallischem Klang an die gegenüberliegende Wand und fiel dumpf zu Boden. Im nächsten Augenblick wurde es hell in der Tür, herein trat Herr Mathias mit einer brennenden Kerze in der Hand, schwer atmend und in Schweiß gebadet. – Niemand war im Zimmer, sie waren allein. Nach Herrn Mathias traten nun einer der Ratsdiener sowie der Nachtwächter herein – ein biederer, eisgrauer Mann, dem der Schrecken im Gesicht stand. „Gerechter Gott", stieß er hervor, „Meister Dürer! Was ist geschehen? Ich hörte rufen, hörte ein Schreien und Schimpfen – ist Euch ein Leids gescheh'n? O Himmel, das wäre – !" Herr Mathias beruhigte den Alten und klärte ihn kurz auf über das, was geschehen

war. „Das – das verstehe ich nicht", stammelte der Alte. „Wie konnte hier jemand unbemerkt eindringen? Ich stand die ganze Zeit unten am Portal! Das – das ist doch nicht möglich – denn ich wußte ja, Ihr wart noch im Hause – aber –" Ratlos brach er ab und stand da mit herabhängenden Armen. Albrecht fuhr sich mit der Hand über die Stirn, und es war zu erkennen, wie diese Hand zitterte. Ein leiser Seufzer entfloh den blassen Lippen. „Allmächtiger – was war das?" sprach er matt. Der Ratsdiener hob den Leuchter auf und stellte ihn auf die Anrichte zurück. Herr Mathias setzte sich, nachdem er einen fragenden Blick zuerst auf den Leuchter und dann auf Albrecht geworfen, zu diesem auf das Ruhebett. Wiewohl selbst noch ein wenig außer Atem, versuchte er doch, den Gefährten zu beruhigen. „Ja", sprach er, „ja, Albrecht, das frage ich dich: Was war das? Ich hörte Lärm, hörte dich rufen –" Dürer ermannte sich. „Er war hier", sagte er leise, doch fest. „Hier?" rief Mathias. „Er – hier?" „Ja", flüsterte Albrecht. „Und du hast –" „Und ich habe den Leuchter nach ihm geworfen – nach der Stimme, Mathias, nach der entsetzlichen Stimme. Sie war in mir – sie war außer mir –" Von neuem überwältigte Albrecht das Grauen, das er in der vergangenen Viertelstunde erlebt. Der Freund legte ihm den Arm um die Schultern. „Draußen im Saal – der Ruf, der furchtbare Ruf – mir –" „Ja", entgegnete Mathias, „ja, Albrecht: Ich habe ihn gesehen – er war hier." „Solfaterra", flüsterte Albrecht. „Er ist mir entwischt, der Bube", sprach Mathias. „Auf der Treppe unter mir erblickte ich ihn. Er grinste höhnisch zu mir herauf, dann entschlüpfte er durch eine Seitentür ins Freie. Als ich unten ankam und durch diese Tür hinaustrat, fand ich mich in einem Garten, der ziemlich weitläufig. Niemand war zu sehen, alles still, und jenseits des Lichtkreises meiner Fackel dichte Finsternis. Ich dringe dennoch vor, ich sehe eine Tür offen, trete hinaus auf die Straße – kein Laut, nichts, die Straße liegt leer." Mathias hielt inne. „Aber", so wandte er sich nach einigen Augenblicken des Grübelns wieder an Albrecht, indem er die Hand von seiner Schulter nahm, „aber sie fangen ihn, sei gewiß. Er wird den Häschern nicht entkommen – nicht noch einmal! Du weißt, ich habe Einfluß – habe Macht. Ich werde alles tun, was ich vermag – und das ist nicht wenig, Albrecht! Der Kaiser selbst –" „Ich weiß", unterbrach Albrecht den Freund. Ein wenig mühsam erhob er sich. „Ich danke dir, danke dir aus vollem Herzen. Heilsamen Trost hast du in diese wunde

Brust gesenkt. Ja, Mathias, der Zweifel, der grausame Zweifel, der mich im Innern zerfrißt – doch nichts mehr für heute, ich bin müde, sehr müde. Laß uns gehn." Sie verließen das Zimmer, der Ratsdiener schloß hinter ihnen ab. Der Wächter leuchtete mit seiner Laterne voran, die Treppe hinab. Unten im Saal trat Albecht vor sein Gemälde hin, um es im Schein der Laterne noch einmal einer kurzen Musterung zu unterziehen. Er zog die Brauen empor. „Es ist fertig", sagte er kurz. Mathias nickte. Sie verließen den Saal, um sich nach ihren Wohnungen zu begeben. Draußen vor dem Portal wünschten der Nachtwächter und der Ratsdiener den Herren eine geruhsame Nacht, die nach all den Aufregungen eintreten möge, verbeugten sich und gingen ihrer Wege, der Nachtwächter seinen Dienst fortsetzend, der Ratsdiener nach Hause.

Bevor sich die Freunde trennten, sprach Mathias bedeutend: „Eine schwere Stunde, Albecht, hast du erlitten und durchmachen müssen. Morgen, im freundlichen Licht des neuen Tags, ist sie vergessen. Der Zweifel steht dem wahrhaften Künstler wohl an, denn ohne ihn wäre er keiner. Doch wie nach dem Gewitter die reine Luft die aufatmende Seele erquickt, so kehrt der frische Mut zurück in das Gemüt, wenn der Künstler, sein Werk betrachtend, erkennt, daß auch der Zweifel übertreiben kann, und die Naphtaflamme der Liebe zur heiligen Kunst und einen Kirche kehrt mit leuchtender Kraft zurück ins Innere, daß Vertrauen und Selbstvertrauen den Künstler wieder erfüllen und er herrliche Werke zu schaffen vermag und seine Bahn unbeirrt fortwandelt."

Die hellen Tränen waren Albrecht in die Augen getreten bei diesen Worten des Mathias Salmasius. Die Freunde umarmten sich und schieden zur Nacht mit einem fröhlichen „Auf morgen also!", jeder den Weg nach seiner Wohnung nehmend.

Sechstes Kapitel

Noch weiß der geneigte Leser nicht, wie es zugegangen, daß der italische Maler, der unheimliche Solfaterra, Albrecht Dürer nach dem Leben getrachtet, wie es Herr Harsdorfer in seiner väterlichen Rede an die Tochter neulich kurz erwähnt. Es ist nun an der Zeit, den Leser

hierüber ins Bild zu setzen, und ebenfalls, wie es eigentlich dazu kam, daß Albrecht Dürer den wilden Raphael zum Pflegesohn angenommen.

Es war in der Zeit, da Albrechts junger Künstlerruhm zu strahlen begann – als man nicht mehr nur in Nürnberg über die Gemälde des jungen Malers sprach, sondern auch in andern Gegenden des Reichs. Dürer hatte vor kurzem sich von dem Meister Wolgemut getrennt und sich am Rande der Stadt eine kleine Künstlerwerkstatt eingerichtet. Sein Mitgeselle, Dietrich Irmshöfer, hatte den Meister schon lange zuvor verlassen. Niemand wußte, wo er geblieben. Mit ihm verschwunden war der italische Maler, Solfaterra. Von beiden war jede Spur vertilgt.

Eines Tages arbeitete Dürer an seiner Staffelei, die vor den großen Fenstern des geräumigen Zimmers stand. Die Dämmerung fiel schon herein, und Albrecht beschloß, für heute die Arbeit zu beenden, da er nur bei Tageslicht zu malen pflegte. Doch hielt ihn noch etwas fest bei dem Bilde. Dies stellte ein Figurenpaar dar in einem Kampfgetümmel von Roß und Reitern, Lanzen, Schwertern, Säbeln, Dolchen und Faustrohren – ein nur scheinbares Durcheinander, das in geschickter Komposition seinen Schwerpunkt, der das Auge des Betrachters anzog, gerade im Zweikampf jener beiden Männer erhielt, die links im Vordergrund miteinander rangen. Doch war der Raum des Gemäldes so weit ausgeführt, daß bereits in dem fragmentarischen Zustande zu erkennen war, wie der Anziehungspunkt des Bildes die übrige Darstellung nicht erdrücken werde, sondern der Betrachter unwillkürlich von den ineinander verschlungenen Körpern und Bewegungen der beiden Kämpfer zum gesamten Geschehen und von diesem wieder zu jenen beiden zurückfinde. So versprach ein Ganzes daraus zu werden, das ein schwebendes Gleichgewicht gerade aus dem Hauptkampf im Vordergrunde und dem vielfach einander überlagernden Kampfgeschehen im Mittel- und Hintergrund des Gemäldes beziehen werde. – Die beiden Soldaten im Vordergrund aber waren es, die Albrecht noch immer festbannten an der Staffelei. Der eine, auf der linken Seite, bärtig und von kräftiger Gestalt, hatte den Helm und auch Schwert und Dolch verloren, so daß er waffenlos sich des andrängenden Feindes erwehren mußte. Der war im Begriff, den erhobenen Dolch dem Gegner in die Brust zu stoßen. Dieser hielt mit der Linken die drohende Rechte des

andern fest am Gelenk, und seine krampfhaft geöffnete Rechte schien, während er hintenüber zu stürzen drohte, gleichzeitig Halt und eine Waffe zu suchen, vielleicht den eigenen Dolch, der in Reichweite an der schon blutgetränkten Erde lag. Die Not und die Angst, die in den Zügen des Angegriffenen leuchteten, ohne sie zu verzerren, schien nicht nur daher zu rühren, daß er unbewaffnet dem Dolch des andern ausgesetzt, sondern waren wohl auch von dem grauenhaften Äußeren des Feindes bestimmt. Dessen Antlitz war nämlich in auffallender Häßlichkeit erstarrt, daß es aussah, als trüge er eine Maske. Während der Maler den Angegriffenen ins volle Licht des Tages gestellt hatte, war die Gestalt des Angreifers zu einem Teil von den Schatten der anderen Kämpfenden bedeckt, die seitwärts fochten, so daß die ausnehmende Häßlichkeit der Fratze auch daher rühren konnte, daß Schlagschatten die Züge entstellten. Die Erscheinung des Feindes bekam dadurch etwas Rätselhaftes, Unheimliches, das sich bedrohlich in die ganze Komposition hinein verbreitete.

Die Dämmerung draußen war tiefer geworden. Albrecht starrte dem bärtigen Kämpfer ins Gesicht. Eine dunkle Ahnung tauchte in seinem Innern empor. Er sah schärfer hin. Die Ahnung wurde zum Schauer der Gewißheit: Er selbst war es, der dort um sein Leben kämpfte! Ja, seine, Dürers Züge waren es unverkennbar: der Bart, die Wangen, die Augen, die breite Stirn, das leicht krause Haar ... Und der andere? – Es war Solfaterra ...

Wie mit glühenden Krallen griff das Entsetzen nach Dürers Innerem. Er wankte, wich von dem Bilde zurück, den rechten Arm wie schützend vor das Gesicht gehoben. In diesem Augenblick schlug an der Tür eine furchtbare Lache auf, daß die geteilten Scheiben der großen Fenster leise erbebten. „Ho-ho!“ rief es, „Meisterlein – Meisterlein! Hast du uns beide erkannt? Recht so! Ein tüchtiges Gemälde hast du gemacht, wenn es darauf auch ein bißchen drunter und drüber geht, hi-hi!“ Dann, nach kurzer Pause, kreischte es in unbändiger Wut: „Und jetzt – jetzt, Meisterlein, jetzt komm ich, und es gilt dein Leben!“ Aus dem dunklen Rahmen der Tür löste sich eine Gestalt, stürzte vor: Solfaterra! In der erhobenen Rechten glomm der blanke Stahl eines Dolches vor dem Dämmerlicht der Fenster. Das Gesicht aber war verzerrt zur Fratze des tödlichen Hasses. So warf er sich auf Dürer, der mit Mühe den ersten Stoß auffangen konnte. Nur einen Au-

genblick hatte das Grauen ihn erstarren lassen, nun verlieh die Todesangst ihm nie geahnte Kräfte. Fest, fest hielt er des Feindes Handgelenk umklammert, daß der mit dem drohenden Dolch keinen Zoll näherzurücken vermochte. Mit der andern Hand fuhr Solfaterra ihm nun nach der Kehle, und Dürer fühlte die dürren Krallenfinger des Unholds sich in seinen Hals bohren. Mit der freien Hand griff er nach der Linken Solfaterras, und so rangen sie eine Weile miteinander vor dem Bilde. Es gelang Albrecht, die fürchterliche Krallenhand von seiner Kehle zu lösen. In diesem Augenblick entstand Lärm draußen auf der Treppe, ein Lichtschein fiel durch die Tür, und herein stürmten drei Männer, die sich sofort auf den Solfaterra warfen und ihn überwältigten. Einer von ihnen aber war Herr Mathias, der damals schon Dürer begegnet war und in ihm sogleich das tiefe Gemüt erkannt hatte, das den wahren Künstler verrät. Am heutigen Abend hatte er ihn besuchen wollen, um mit ihm über das neue Gemälde zu sprechen. Da, als er gerade im Hausflur angelangt, hörte er Lärm im oberen Stock. Eine furchtbare Ahnung stieg in ihm auf, und zugleich mit zwei Nachbarn, die ebenfalls von dem Getöse aufgeschreckt, lief er nach oben in Dürers Wohnung, wo die Männer die beiden Kämpfenden vorfanden.

Dürer, befreit von dem Unhold, der schon gefesselt am Boden lag, atmete tief auf. Er dankte den Männern, daß sie ihn aus Lebensgefahr gerettet. – Hier aber begann nun die nähere Bekanntschaft zwischen Dürer und Mathias Salmasius, die sich später, wie der geneigte Leser schon weiß, zur tiefen Freundschaft entwickelte.

Solfaterra wurde von den Männern hinausgeführt und, auf Anordnung eines Richters, noch am selben Abend nach dem Gefängnis gebracht. Am nächsten Tag sollte Gericht über ihn gehalten werden ob seines mörderischen Anschlags auf Albrecht Dürer. Rätselhaft blieb auf immer, durch welche höllischen Künste es Solfaterra gelang, sich in der Nacht zu befreien und aus dem Verlies zu entkommen.

*

Aus der Geschichte des Herrn Harsdorfer, die er zur Ermahnung für seine Tochter Mathilde dieser so eindringlich erzählt hatte, war auch, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, klar geworden, daß der Ma-

ler Dietrich Irmshöfer nach Italien gegangen, und wie er dort in schändlicher Treulosigkeit Weib und Kind hilflos zurückgelassen. Gewiß scheint, daß er sich nun einem ausschweifenden, ruchlosen Leben ganz hingab. Er wurde bald hier, bald dort gesehen, und verschwand ebenso plötzlich, wie er aufgetaucht. Immer war in seiner Begleitung ein großer, hagerer Mann, dessen stechender Blick denen, die ihm etwa unvermutet gegenüberstanden, das Blut in den Adern gerinnen ließ. Die Habichtsnase, die hohlen Wangen, das spitze Kinn mit dem schütteren Ziegenbart, der runde Hut mit der sehr breiten Krempe, die er nach spanischer Art hinabgeschlagen trug – niemand anders als Solfaterra war es, der in Irmshöfers Gesellschaft. Man sagt, daß beide eine Zeitlang in den böhmischen Wäldern einer Räuberbande angehört, als deren Anführer sie ihr Unwesen trieben und manchen teuflischen Plan zur Ausführung brachten. Es gelang jedoch nie, ihrer habhaft zu werden. Immer, wenn die Häscher ihnen dicht auf den Fersen waren, verschwanden beide auf unbegreifliche Weise. Die Spießgesellen, die etwa gefangen wurden, sagten selbst auf der Folter nichts aus. Es war, als verschlösse eine viel größere Furcht ihnen den Mund als die vor den Qualen der Tortur, ein namenloses Entsetzen, das aus ihren schreckgeweiteten Augen sprach, wenn, in den Pausen der fürchterlichsten Folter, der Name Solfaterra fiel und das strenge Gericht den Schlupfwinkel des Unholds preiszugeben gebot. Kein Laut kam dann von den zusammengepreßten Lippen der Bösewichter, und in ihren Augen war zu lesen, daß sie lieber unter den schrecklichsten Qualen verenden als jemals den Hauptmann verraten würden. – So ging es einige Jahre hindurch, dann hörte man nichts mehr von Solfaterra und Irmshöfer.

*

Doch kehren wir noch einmal zurück zu jenem Ereignis vor der Kirche des heiligen Januar zu Neapel, wovon Harsdorfer seiner Tochter Mathilde ja ebenfalls erzählt hatte, um sie von der Liebe zu dem wilden Raphael abzubringen. – Der Knabe von fünf oder sechs Jahren, den jener Nürnberger Kaufmann damals vor dem Portal der Kirche bei der sterbenden Mutter fand, der junge Irmshöfer also, dieser Knabe war niemand anders als Raphael. Der Kaufmann nahm ihn mit sich zurück

ins heimatliche Deutschland. Er hatte die gute Absicht, Raphael an Sohnes statt anzunehmen. Jedoch kam er nach seiner Rückkehr nach Nürnberg selber in große Not, da in seiner Abwesenheit die Geschäfte von seinem Stellvertreter gar schlecht geführt worden, so daß er bald darauf seinen Handel aufgeben mußte. Doch damit nicht genug: es blieben sogar Schulden, und er mußte die Haushälterin und alle seine Bediensteten entlassen. Unverheiratet, allein und mittellos, war er nun gezwungen, sein Dasein mit dem Knaben in bedrückenden Verhältnissen in einer schlechten Behausung zu fristen. Doch die ewige Macht des Himmels hatte anderes beschlossen mit ihm und dem Knaben, als sie im Elend darben zu lassen. – Dieser Knabe, nun siebenjährig, war das Abbild eines Engels: Dunkle Locken fielen wirr in eine sonderbar hohe Stirn, die leicht gewölbt und, wie das ganze schmale Antlitz, von edler Blässe, so daß an den Schläfen, wo die Locken ein wenig zurücktraten, bläulich die Adern durchschimmerten. In diese Stirn hinauf stiegen feine, dunkle Brauen in anmutigen Bogen, das herrlichste Augenpaar überwölbend, das man in einem Knabengesicht nur finden kann. Leuchtend und klar waren diese Augen hinaus in die Welt gerichtet, offen und voller Leben. Das Näschen war fein und gerade, die Lippen waren nicht schmal und nicht voll, dabei in den Winkeln ein wenig nach unten gezogen. – So fand eines Tages Albrecht Dürer den Knaben, wie er mit seinem Pflegevater vor einem von des Meisters Gemälden stand, das in jenem Saal im Nürnberger Rathause hing, welchen du, geneigter Leser, schon kennst. Viel Volks hatte sich herzugedrängt: Handwerker, Bürger, Patrizier, alle Stände, um das herrliche neue Bild Dürers zu bewundern. Dieser selbst liebte es, zuweilen unerkannt, in einer Verkleidung, unter der Menge zu sein und, ohne daß jemand seine Anwesenheit ahnte, mit wachen Sinnen das aufzufassen, was Philister und Schöngeister, was der biedere Handwerksbursche und der reiche Patrizier mit seiner Gemahlin, was der Gastwirt, der Schneidergeselle, ja was der Landmann und gar der Knecht über seine Bilder dachten, wenn sie, wie man sagt, frei von der Leber weg über das, was sie sahen, unter sich redeten. Gar manches Mal war Dürer dabei überrascht worden vom schlichten, dennoch treffenden oder doch nicht völlig verkehrten Urteil, das dieser, jener Küper- oder Goldschmiedegeselle zu seinen Bildern abgegeben, wie wacker mancher Bauer, war nur Natur auf dem Gemälde abgebildet, dazu Stellung

genommen. – Heute jedoch hatte er kein Ohr für das, was um ihn her durcheinanderschwirrte an klügelndem Philistergeschwätz und an treffenden Bemerkungen zu seinem Bilde. Heute hatte er nur Augen für den holdseligen Knaben, der da inmitten der Menge stand und, wie ihn bedünken wollte, mit klugen Augen, mit ahnungsvollem Sinn emporsah zu dem Gemälde des berühmten Meisters. Unverwandt sah er hinauf; eine kleine, allerliebste Falte bildete sich über dem feinen Näschen vor Anstrengung, ein wenig von dem, was dort oben in so herrlichen Farben glühte, daß es wie eine Erscheinung der Natur selber anzusehen, aufzufassen in dem dunklen Köpfchen. Der Vater drängte, wollte heim; seine Stimme wurde lauter, unwillig. Da sah Dürer genauer hin, bemerkte die ärmliche, ja abgerissene Kleidung des Mannes, seinen wild wuchernden Bart, bemerkte nun auch, wie der Knabe in viel zu weiten Kleidern steckte, die ihm erbärmlich um die schlanken Glieder schlotterten, wie aber selbst diese Kleider nicht das Edle, die Anmut der ganzen Gestalt verbergen konnten. Der Vater wollte den Knaben fortziehen. Da aber stieg Zornesröte in die bleichen Wangen des Kleinen, die blauen Äderchen an den Schläfen schwollen merklich, ganz verschwunden war plötzlich das Strahlen der Augen, die nun schwarz wie die Nacht beinahe böse blickten. Dürer meinte, ein helles, scharf hervorgestoßenes Wort des heftigsten Widerstrebens aus dem Munde des Knaben durch das Stimmengewirr der Umstehenden hindurch zu vernehmen. Dann wich mit einem Schlage die Zornesröte aus dem schmalen Antlitz und machte einer ebenso plötzlichen Blässe Platz, die tiefer war als zuvor, und auch die Lippen wurden bleich. Trotzig blieb er stehen und starrte empor zu Dürers Bild. Der Vater traf Anstalten, den Knaben mit Gewalt fortzuziehen. Da hielt es den heimlichen Beobachter nicht länger an seinem Platz. Er drängte sich durch die Menge vor zu den beiden, nahm den Kaufmann ohne weiteres beim Arm und führte ihn und den Knaben behutsam abseits. Hier entdeckte er sich dem Kaufmann, der, sprachlos vor Verwunderung, sich stumm verbeugte. Dürer gestand nun freimütig, daß er beide, Vater und Sohn, schon eine Weile beobachtet habe, und wie es nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, daß der Knabe so beharrlich auf seinem Wunsch bestanden, sein, Dürers, Gemälde so lange zu betrachten, bis er sich satt gesehen. Da traten dem Kaufmann die hellen Tränen in die Augen, und er erzählte dem Künstler, wie gar nicht er, der Kaufmann,

heute hierher gewollt, sondern wie es des Knaben Wunsch war, Dürers Bilder zu sehen – und das nicht nur heute, sondern alle Tage, seit die Ausstellung der Gemälde hier im Rathause ins Werk gesetzt. Dürer erstaunte, sah den Knaben an. Der erwiderte frei diesen Blick. In seinen Augen stand geschrieben, wie unendlich glücklich er war, dem hohen Meister von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Dürers Staunen wuchs aber noch, als er nun hörte, wie in dem Knaben von früh an ein starker Hang zu malen und zu zeichnen gewesen, wie er mit sechs Jahren das Gesicht des Vaters – . Hier stockte der Kaufmann unwillkürlich, und ebenso unwillkürlich fragte Dürer in die Pause hinein: „Welchen Vaters?" Denn der Kaufmann hatte zuvor schon angedeutet, er sei nicht der leibliche. Eine flüchtige Röte überflog das hagere Gesicht des Mannes. „Seines leiblichen", antwortete er leise. Dürer nickte. Weiter wollte er nicht in den anderen dringen.

„Ja", setzte der fort, „das Profil des Vaters aus der Erinnerung ... Mit dem Zeichenstift warf er's auf das Blatt, und es war zu sehen, wie ähnlich das sein mußte ..." Er seufzte. „Ach, alles, was Malen und Zeichnen betraf, sog er gierig in sich ein mit allen Fibern seines Wesens. Als er nun von der Ausstellung Eurer Gemälde hier im Saal des Rathauses erfuhr, ließ er mit Drängen nicht nach, und ich mußte jeden Tag mit ihm hierher." Heute endlich, als der Knabe zum vierten oder fünften Mal vor demselben Bilde des Meisters gestanden und nicht fortgewollt, sei ihm das übermäßige Interesse des Knaben zuviel geworden, und er habe auf den Heimweg gedrängt, da er außerdem – so fügte er entschuldigend hinzu – nicht im besten gesundheitlichen Zustande. Dürer, sein Staunen unterdrückend, fragte teilnehmend, was ihm denn fehle. Im Innern fühlte er, wie hier etwas Seltsames im Verborgenen ruhe und wie er deshalb das Gespräch nicht abbrechen lassen dürfe. Der Mann erwiderte verlegen, daß er sich augenblicklich nicht in den besten Verhältnissen befinde, daß ihn schuldlos ein großes Unglück betroffen, welches ihn vor Gram aufs Krankenlager geworfen, und daß er seit wenigen Wochen zwar genesen, jedoch immer noch kränkele, da es ihm an Mitteln fehle, die Krankheit durch eine längere Kur wirksam zu beheben. Noch verlegener als der Kaufmann war aber der Knabe bei diesen Worten des Pflegevaters, wie Dürer sehr wohl sah. Der Kleine blickte weg, und die Farbe seines Gesichts wechselte zwischen Rot und Blaß. Es war zu sehen, wie es ihn zutiefst

kränkte, daß der Vater die unwürdigen Verhältnisse, in denen beide befangen, einem Fremden preisgab – und sei dieser Fremde auch der berühmte und dazu von ihm selbst so hoch verehrte Meister Albrecht Dürer.

Man kann denken, wie das tiefe Gemüt des Künstlers von der Erscheinung und dem Wesen des siebenjährigen Knaben angezogen worden, der für sein Alter so ungewöhnliche Interessen und Eigenschaften erkennen ließ. – Er habe, sprach Dürer, als sie auf die Straße hinaustraten, mit dem Herrn Kaufmann wohl noch einiges zu bereden. Er möge so freundlich sein und ihn, Dürer, am Abend in dem Gasthofe zum weißen Lamm bei dem gemütlichen Wirt, Herrn Thomas, antreffen und sein Gast sein – falls ihn nicht dringende Geschäfte auf diese Stunde verhinderten. „Wie sollen", sprach jener wehmütig, „wie sollen mich dringende Geschäfte verhindern, edler Herr, wenn deren – gar keine mehr auf mich warten!" Der Knabe blickte angestrengt in die Ferne. Er möge ihm das unbedachte Wort verzeihen, antwortete Dürer ein wenig betreten, und also sei es abgemacht? „Mit Freuden!" rief der Kaufmann und fügte hinzu, nachdem er sich artig verbeugt: „Wenn ich auch nicht viel verstehe von Euern Gemälden, edler Herr, ja überhaupt wenig von der Malerkunst, so weiß ich doch, wer Ihr seid und was Ihr unserm lieben Nürnberg seid – ja für das Reich und wohl in der ganzen Welt. Und selbst wenn ich so töricht wäre, das nicht zu wissen, so hätte ich es durch den Pflegesohn hier, meinen Raphael, sehr bald erfahren!" Da strahlten die Augen des Knaben wieder empor zu den beiden Männern, und Dürer konnte sich nicht enthalten, dem Kleinen mit der Hand über die Locken zu streichen. Und so trennten sie sich.

Um acht Uhr am Abend trafen die beiden Männer im Gasthof des Herrn Thomas wieder zusammen, und zwar, auf Dürers Wunsch, in einem Nebenzimmer, so daß sie ungestört waren. – Mit vielen Bücklingen hatte Herr Thomas Meister Albrecht Dürer begrüßt, und man kann denken, wie er alle Anstalten traf, es den beiden Gästen in dem kleinen Zimmer so gemütlich wie möglich zu machen und jede, auch die kleinste Störung von ihnen fernzuhalten. Auf seine neugierige Frage an Dürer, wer denn der andere Herr sei, ob der vielleicht auch eine Berühmtheit, die er, Thomas, noch nicht kenne, lächelte Dürer und schüttelte den Kopf, bat aber den Wirt, dennoch Stillschweigen über

das Treffen zu wahren, was Herr Thomas denn mit vielen Beteuerungen und erneuten Bücklingen gelobte. Darauf entfernte er sich, um sogleich mit zwei Gläsern jenes herrlichen Würzburger Weines, den der Herr Mathias schon einmal für sich und die Meister bestellt, zurückzukehren und sie vor Albecht hinzustellen. „Ich hoffe“, sprach er, „Euer Gast wird nicht säumen.“ „Er wird nicht“, entgegnete Dürer. „Ich kam früher, um die Vorbereitungen zu treffen, die Ihr so freundlich wart, mir nach Wunsch zu erfüllen. Ich danke Euch, Herr Thomas. – Nun seht, da ist er schon.“ Herein trat der Kaufmann. Er hatte sich den Bart scheren lassen und seine besten Kleider angelegt. Er grüßte den Wirt mit einem freundlichen „Guten Abend, Herr Thomas“, Albrechten aber mit einer Verbeugung. ‚Nun‘, dachte der schlaue Wirt, ‚von gleich zu gleich reden sie nicht miteinander. Auch scheint mir das Wams des Fremden sowie sein Barett ein wenig verschlissen. Doch was geht’s mich an.‘ „Ich werde mir erlauben“, sprach er laut, nachdem er den Gruß erwidert, „ab und zu hereinzusehen, daß Euch nichts mangle. Ich empfehle mich, meine Herren.“ Mit einer Verbeugung ging er hinaus. „Setzt Euch, Herr Klostermaier – so war doch Euer Name?“ sprach Dürer. Der Kaufmann nickte und nahm Platz. Dürer erhob sein Glas. „Auf Euern Knaben, der so wunderbaren Anteil an meinen Bildern nimmt!“ Herr Klostermaier erwiderte das Wohl. „Er ist“, sprach er dann, „wie ich Euch schon andeutete, mein Pflegesohn – oder vielmehr: soll es werden, ich muß in der Sache noch zum Advokaten.“ „Verzeiht“, entgegnete Dürer, „wenn ich neugierig bin: Wie kamt Ihr zu dem Pflegesohn?“ – Nun erzählte der Kaufmann bereitwillig die Geschichte, die der Leser schon kennt, und ließ auch nicht die eigenen traurigen Verhältnisse aus. „Wißt Ihr denn“, fragte Dürer, und eine sonderbare Ahnung wollte sich in seinem Innern regen, „wie der Vater des Knaben hieß und wo er geblieben?“ „Der Knabe“, antwortete der Kaufmann, „erzählte mir, daß der Vater Dietrich Irmshöfer geheißen, daß er ein Maler gewesen und daß er, Raphael, nicht wisse, wo der Vater geblieben.“

Ein Sturm der widersprechendsten Gefühle erhob sich bei dieser Nachricht in Dürers Gemüt. „Irmshöfer!“ rief er unwillkürlich aus, „Dietrich Irmshöfer – und dieser Knabe ist – !“ Er hielt inne. Zu groß war die Bewegung, derer er Herr werden mußte. „Wie, Meister Dürer“, sprach Herr Klostermaier verwundert, „Ihr kennt Irmshöfer?“

„Ja!" stieß Dürer hervor. Seine Augen funkelten. „Mehr als das!" Und so freimütig, wie der Kaufmann ihm die Geschichte der Auffindung des Knaben erzählt hatte, so berichtete nun Dürer von seinem Verhältnis zu Irmshöfer, von der gemeinsamen Jugend und der Ausbildung bei dem frommen Meister Wolgemut. Nicht verfehlen konnte dieser Bericht seine Wirkung auf das empfängliche Gemüt des Kaufmanns.

Dürer schloß: „Als ich herkam, wollte ich nur, daß Ihr mir den Knaben schickt, damit ich ein Porträt von ihm anfertigen könne. Nun bitte ich Euch – nein flehe Euch an: Laßt ihn mir ganz!" – Lange sah der Kaufmann Albrecht Dürer an. Schließlich sprach er leise und beim Sprechen Pausen einlegend: „Ich sehe wohl, Meister Dürer, wie Ihr ein gar besonderes Anrecht habt auf den Knaben. Und wenn ich's bedenke – bei Euch hat er's besser – viel besser als bei mir. Und – er verehrt Euch ... Dennoch – glaubt nicht, daß es mir leichtfällt, mich von ihm zu trennen ... Er war – er ist – wie ein Strahl der Hoffnung in meinem Leben ..." Herr Klostermaier verstummte. Auch Dürer war bewegt. Beide schwiegen eine Weile und nippten jeder an seinem Weinglas. Schließlich erhob sich Dürer und legte dem Kaufmann die Hand auf die Schulter. „Ihr sollt – Ihr könnt hoffen, Herr Klostermaier", sprach er leise. „Nur laßt mir den Knaben. Ich bitt' Euch – im Angesicht der ewigen Macht!" Auch Herr Klostermaier erhob sich. „Nun, so sei es, Meister Dürer", sprach er, und im selben Augenblick lagen sich die beiden Männer, die noch vor einer Stunde einander fast Fremde gewesen, in den Armen.

Dürers sowie des Doktor Salmasius Einfluß und Ansehen bewirkten, daß Albrecht dem Kaufmann eine bedeutende Summe zu sehr günstigen Konditionen beschaffen konnte, so daß Herr Klostermaier wieder ein Geschäft erwerben und in seinem Leben einen zweiten, wahrhaft hoffnungsvollen Anfang zu setzen in der Lage war. Raphael Irmshöfer aber wurde von Dürer an Sohnes Statt angenommen.

Dem Raphael fiel es nicht schwer, sich an den neuen Pflegevater zu gewöhnen, war dieser doch zugleich das hochverehrte Vorbild, dem nachzueifern er schon entschlossen gewesen, als er noch mit dem Herrn Klostermaier auf dem Rathaussaal die Bilder des Meisters glühenden Herzens betrachtet. – Er wuchs heran, und nicht zu verkennen war sein Talent in der Malerei, das er sichtlich vom Vater geerbt. Deutlich ward aber auch, je älter Raphael wurde, jenes andere Erbe,

das ihn wie in einem geheimnisvollen Sog in die verderbliche Spur des Vaters zu führen drohte. Ein jäher Zorn konnte ihn zuweilen überwältigen bei geringem Anlaß, aufbrausend und wild, so daß jeder, der in seiner Nähe, nur schnell sich in Sicherheit zu bringen trachtete. Dürer erkannte wohl, wie dies das verhängnisvolle Erbe des Vaters war, und versuchte, mit Ruhe und Besonnenheit dem Unwesen des Pfleglings wenigstens zu steuern, da es doch nicht auszumerzen, denn tief hatte diese Eigenschaft Wurzel geschlagen in Raphael. Nach solchen Ausbrüchen, die sich zum Haß steigern konnten, wurde er wieder die Sanftmut selbst, oder er schloß sich ein in sein Zimmer, arbeitete wie ein Besessener und legte Dürer nach zwei, drei Tagen eine Anzahl Zeichnungen oder auch kleine Ölbilder vor, die nicht nur von großem Fleiß, sondern von einem ebensolchen Talent zeugten. Kurz: Albrecht bemerkte, wie Raphael wohl zur Kunst geboren, wie aber die notwendige Ergänzung des Talents: die Erkenntnis und die Liebe und die aus beiden fließende Ruhe und Überlegenheit, die erst die Kraft zur wahrhaften Darstellung gibt, ihm durchaus mangle, sich nicht einstellen wollte, da dergleichen Rückschläge, wie eben geschildert, immer wiederkamen. Raphael fehlte das tiefe Gemüt des Künstlers, das die Außenwelt noch einmal in sich erschaut, in Muße und liebender Hinwendung, um sie so, ein geronnenes Ganze aus Wirklichkeit und Phantasie, rein und klar wieder aus sich herauszustellen, verwandelt in ein lebendiges Werk. Und Raphael fehlte die Liebe zu den alten Meistern, der tiefe Respekt vor ihnen, die als stetes Ideal dem Künstler voranleuchten auf seinem Weg. Er wollte nichts als er selbst sein und war insgeheim überzeugt, daß er dieses Selbst längst sei, dieses Ich, diese fertige Künstler-Persönlichkeit. Und auch das war ein Mangel an Erkenntnis – an Selbsterkenntnis, die dem Künstler, will er wahrhaft ein solcher sein, ebenso nötig wie die Beobachtung und Erkenntnis der Außenwelt. Fehlte es Raphael an dieser Tiefe des Gemüts, das die Welt und sich selbst zu erfassen imstande, um aus beiden kraft eines überlegenen Geistes Kunstwerke zu formen, welche den Namen verdienen, so mangelte es ihm doch nicht an Gestaltungskraft überhaupt, die bei ihm ganz wie bei dem Vater auf die sinnliche Erscheinung selbst gerichtet. Und hier, in der Nachahmung der Natur, ja eines gegebenen Vorbildes, lag seine Stärke, so daß sein Talent mehr ein reproduktives denn ein produktives zu nennen. Das Nachzeichnen der Landschaft,

das Abzeichnen eines schönen, wohlgeformten Ringes gelang ihm vortrefflich. Sauber, treu und genau waren diese Blätter Raphaels, und so hoffte denn Dürer, aus ihm einen wackern Gesellen und schließlich einen tüchtigen Meister der Goldschmiedekunst zu machen. Er gab ihn zum Meister Gerhardt in die Lehre, dem besten Goldschmied, der damals in Nürnberg zu finden. Und was ihm dieser über das Fortschreiten des Pflegesohnes berichtete, was Raphael selber ihm erzählte sowie die Arbeiten, die er dem Pflegevater vorwies – das alles berechtigte zu der Hoffnung, daß Raphael einmal in die Fußtapfen des Lehrmeisters treten und ein über die Grenzen Nürnbegs hinaus berühmter Goldschmied würde.

In diesem Stadium seiner Entwicklung befand sich Raphael, ein Jüngling von nunmehr achtzehn Jahren, als du ihn, geneigter Leser, in dem zweiten Kapitel unserer Erzählung kennengelernt hast.

Siebentes Kapitel

Zehn Tage nach jener Unterredung des Herrn Mathias Salmasius mit dem Patrizier, Herrn Harsdorfer, fand das angekündigte große Fest auf der Hallerwiese statt. – Am Tage darauf trat der Kaufmann, Herr Klostermaier, gegen Abend ein wenig mißgelaunt in das Wirtshaus zum weißen Lamm. Zu seinem Leidwesen hatte er, in dringenden Geschäften unterwegs, das Fest versäumen müssen.

Es war nämlich an dem, daß Dürer und der Kaufmann, da Albrecht von diesem den Raphael kraft Recht und Gesetz richtig zum Pflegesohn übernommen, sich nie aus den Augen verloren hatten, so daß Herr Klostermaier die Entwicklung des Knaben, der auf wenige Monate einmal sein Zögling gewesen, aus der Nähe und aus der Ferne, indem man sich Briefe schrieb – die ersten Postwege waren gerade eingerichtet –, verfolgen konnte. Er sah ihn zum Jüngling heranreifen, er sprach des öftern mit ihm, und der Jüngling antwortete unbefangen. Jene düstere, verhängnisvolle Zeit in Italien schien er vergessen zu haben, und auch das knappe Jahr, das er bei dem Kaufmann zugebracht, war nur wie ein blasser Schemen aus längst vergangener Zeit in seinem Gedächtnis geblieben.

Bei seinem Eintritt in den Gasthof wurde Herr Klostermaier von

einem Lärm empfangen, wie er ihn lustiger und ausgelassener bei dem gastlichen Herrn Thomas noch niemals erlebt hatte. Der Wirt selbst sprang ihm, ungeachtet seiner Leibesfülle, behende entgegen, wobei das kleine schwarzsamtene Käppchen ihm in die Stirn rutschte, auf der ein paar Schweißtropfen standen. Ohne viel Umstände nahm der den Kaufmann beim Arm und führte ihn zu dem Stammtisch. Hier ging es hoch her. Die Meister Weppering, Erxner und Bergstainer saßen dort sowie der junge, forsche Handelsmann, welcher mit seiner stattlichen Elle neulich dem Solfaterra entgegengetreten und ihn zur Räson gebracht. Noch viele andere Gäste waren zugegen, alle Tische besetzt. Die Luft war dick von Tabaksqualm und dem Dunst des Weins, gutem und weniger gutem, wie er gerade auf den Tisch kam; denn so hurtig bestellten die Gäste, daß Herr Thomas, obwohl Frau und Tochter ihm bei der Bedienung halfen, kaum nachkam mit dem Einschenken. Ein Stimmengewirr füllte den großen Raum wie das Summen eines Bienenstocks, und Herr Klostermaier glaubte auch andere Laute zu hören, als sie im lieben Nürnberg tönten, deutsche Dialekte aus allen Gegenden des Reichs, dazwischen fremde Sprachen, wie Italienisch, Französisch, Holländisch.

An allen Tischen war aber von dem großen Fest auf der Hallerwiese die Rede. Herr Klostermaier hörte Namen, die umherschwirrten und die gehandelt wurden wie gute Ware: die Jungfer Mathilde – Dietrich, der fremde Sänger – Herr Harsdorfer – Magister Mathias – und, ihm stockte der Atem: Raphael! Es war ihm, als habe die starke männliche Stimme, die diesen Namen rief, etwas hinzugefügt, das ihn bedünken wollte wie: „gezähmt" ...

„Kommt, Herr Klostermaier!" rief Herr Thomas jovialisch. „An meinem Stammtisch ist immer ein Platz für Euch. Das erste Glas Wein sollt Ihr nicht bezahlen, heute kommt es von mir!" Er drückte den Kaufmann auf den noch leeren Stuhl am Tisch, und schon war er fort, geschäftig mit seinem verrutschten Samtkäppchen hinter den Schanktisch eilend, um die schon ungeduldig werdenden Gäste zufriedenzustellen. „Aber nicht von dem sauern!" rief ihm der Meister Weppering hinterher, indem er sein Glas hoch emporschwenkte. Auch der sonst so besonnene Meister Erxner und der junge Bergstainer fielen jubelnd ein: „Nicht von dem sauern, Herr Thomas!" Der Krämer hieb dazu mit seiner ehernen Elle auf den Tisch, daß es einen scheppernden

Schlag tat und die Gläser, die auf der eichenen Tischplatte standen, was weniges sich von dieser in die Höhe hoben und wieder herabplumpten. „Wie froh bin ich“, rief da Herr Klostermaier, „daß ich in eine so gemütliche Runde geraten, ihr Herren! Gestehen will ich's nur, ein Paßglas hinunterzustürzen und dann wieder zu geh'n und mich ins Bette zu werfen, das dacht' ich, denn recht griesgrämlich kam ich her, weil –“ Er wollte fortfahren, doch „Aus dem Bette wird vorderhand nun gar nichts!“ rief Weppering, und eine Ader schwoll ihm an der Stirn. „Hör zu, Kaufmann: Wir feiern den Herrn Dietrich!“ „Und Jungfer Mathilde!“ rief der Krämer und hieb einen womöglich noch stärkern Schlag hinab auf die ächzende Eichenplatte. „Warum denn aber griesgrämlich?“ fragte Meister Bergstainer mit feuchtem Mund. „Dazu ist an diesem Tage doch wahrlich kein Anlaß!“ „Vielleicht“, nahm der besonnene Meister Erxner das Wort, „vielleicht hat unser Handelsmann einen persönlichen Kummer, ihr Herren, und so wollen wir nicht weiter in ihn dringen. Laßt's Euch in unserer Runde wohlsein, Herr Klostermaier, und vergeßt auf ein paar Stunden, was Euch bedrückt!“ Damit hob er den vollgefüllten Römer, die übrigen Meister taten ein gleiches, und da eben Herr Thomas, den zuletzt gekommenen Gast gar freundlich zuerst bedienend, das volle Glas eines schönen Würzweins vor ihn hinstellte, so trank Herr Klostermaier dankend den andern zu. „Aber das ist es ja, meine Herren“, sprach er dann, nachdem er einen Moment genießerisch die Augen geschlossen, „das ist es ja gerade, was mich bedrückt. Am gestrigen Tage, da alles, was in Nürnberg Beine hat und sich noch gesund und munter bewegen kann, sich auf der Hallerwiese getummelt, wo Fest und Meistersang und Lustbarkeit –“ „ – und wunderbar hübsche Mädchen!“ rief der junge Krämer dazwischen und fuhr sich in den roten Bart, um begeistert daran zu zupfen. „Und schöne, ach schöne, hohe Frauen“, flüsterte Bergstainer, der schon wieder einen feuchten Mund hatte. Herr Klostermaier stürzte nun den Würzwein auf eins hinunter. „Eben!“ sprach er dann, wobei ihm die wasserblauen Augen hervorquollen, „eben! – und deshalb – kurz: ich war nicht dabei, mußte in Geschäften nach Fürth. – Herr Thomas!“ rief er, und das schwarzsamtene Käppchen hüpfte herbei. „Herr Thomas, noch eine Probe von diesem würzigen Labsal!“ „Mit Vergnügen“, schmunzelte der und eilte mit dem leeren Glas davon. „Das ist traurig, sehr traurig, lieber Handelsmann“, sprach

Bergstainer mit etwas schwerer Zunge. „Doch ist dem abzuhelfen!" rief Weppering. „Wir wollen Euch erzählen, was sich begab, göttlichster aller Kaufleute, und es soll gerade so sein, als wärt Ihr dabeigewesen!" Er stieß sein Glas so heftig auf den Tisch zurück, daß der Rest Wein, der noch darin, bis zum Rand des Glases hinauf und darüber hinweg schwappte auf die eichene Platte, die schon mehrere dergleichen feuchte Flecke zierten. „Oho!" fiel Meister Erxner ein. „Das will ich meinen, das sind wir unserm Herrn Handelsmann schuldig, der uns so vortrefflich mit guten Stoffen und wertvollen Pelzen versorgt, daß unsere Frauen sich herausputzen können nach Herzenslust und unsere Herren Patrizier so würdig einherschreiten in ihren Gewändern am Markt und am Rathaus!" „Ja", sprach Meister Bergstainer, „recht ins lebendige Leben wollen wir das Gemälde treten lassen!"

„Herr Thomas!" rief Meister Erxner, dem die große Nase im Gesicht rötlich aufgeblüht, zum Schanktisch hinüber. „Bringt uns noch Wein – auf meine Rechnung!" „Bacchus lebe!" sprach feierlich der Krämer. „Jedoch schlage ich vor, daß wir uns hinüber ins Stübchen verfügen, wo wir allein sind, auf daß sich in unsere Meister-Erzählungen nicht das Geschwafel der übrigen Gäste mische wie Wasser in Wein!"

Mit großem Hallo wurde der Vorschlag begrüßt, Herr Thomas herbeizitiert, und binnen kurzem saß die Gesellschaft in jenem Hinterstübchen im weißen Lamm, in welchem Herr Klostermaier auch damals mit Albrecht Dürer gesessen, als sich beider Lebenswege so bedeutsam gekreuzt. – Herein trat nun Elisabeth, des Herrn Thomas Töchterlein, um den Herren den von Meister Erxner bestellten Wein zu bringen. Blond, blauäugig und mit rosichten Wangen, verfehlte Elisabeths Erscheinung nicht ihre gar besondere Wirkung auf die Männer. Rotglühend wollte den Herrn Klostermaier die ungeheure Nase des Meister Erxner bedünken. Herr Bergstainer aber hatte beim Anblick des Krämers, dem die braunen Augen hervorquollen, während ihm die roten Haarbüschel wie Feuerzungen vom dicken Haupte abstanden, wirklich die Vision, der Gott Bacchus sitze ihm gegenüber, und flüsterte heiser, während er dem Krämer scharf in die trüben Augen blickte: „Bacchus – Bacchus – wohin irrt dein göttlicher Blick? Seh ich doch im klaren Spiegel deiner Augen, wie eine Nixe – oh, funkle nicht so, sie zerstäubt ja, die Kleine, o weh – ich sehe sie nicht mehr!"

Hoch errötend stellte Jungfer Elisabeth den Herren die Gläser hin. „Es ist eine Undine!" hauchte Bergstainer. Elisabeth tat einen Knicks und lief hinaus, so schnell es ging, ohne daß es gerade nach Flucht aussah.

„Nun wollen wir anstoßen, ihr Herren! und dem Bruder, der heute zu uns in die Runde getreten ist als Novize, jene Bilder, die er gestern, von einem feindlichen Prinzip verhindert, leider nicht schauen durfte, mitten ins Leben treten lassen!" rief Weppering. Und sie stießen an, daß die Gläser hell erklangen. – Darauf begann der besonnene Meister Erxner in folgender Art:

„Schon am frühen Vormittag, noch ehe das Fest eröffnet wurde, war es, als wäre ganz Nürnberg auf der Hallerwiese versammelt. Das war ein Drängen und Schieben, ein Lachen und Rufen von jung und alt, dazwischen die Schalksnarren mit ihren Bocksprüngen, die Reigen der Jünglinge und Jungfrauen zu Schalmeien- und Flötenklängen, und fliegende Händler hielten Ware feil, boten Erfrischungen an bunten Ständen, und über dem ganzen Schauspiel wölbte sich ein strahlend blauer Himmel. – Das meiste Volk aber drängte sich um den grünen Rasenplatz, wo der Sängerwettstreit im Gange. Auch ich trat herzu. Was es nun hier zu sehen und zu hören gab, das machte, daß mir das Herz im Leibe hüpfte vor Lust und Vergnügen. Auf einem bunt verkleideten Holzgerüst saßen auf den schön verzierten Sesseln unsers Drechslermeisters Anton Waibling der Patrizier, Herr Harsdorfer, mit seiner Gemahlin, sowie Magister Salmasius und – o Herrlichkeit – die Anmut, die Reinheit selbst: das Himmelskind Mathilde! Eine kleine Krone von künstlichen Diamanten zierte ihr dunkles Haar, das bis auf die weißen Schultern herabwallte. O diese Schultern, Kaufmann, diese Schultern!" flüsterte Erxner, sich unterbrechend und den Herrn Klostermaier wehmütig anblickend, und nahm einen tiefen Schluck aus dem Glase. Herr Klostermaier mußte lächeln, um so mehr, als nun auch der Krämer zu seufzen begann wie ein Ofen. „Jedoch!" ermannte sich Erxner, „jedoch das Kleid! Gar zierlich schmückte es den schlanken Leib, den es eng umschloß. Die vielfach geknüpften Ärmel waren bauschicht und weit, der Stoff von feinstem Damast und blau wie ihre Augen! – War das Himmelskind das Bild der Jugend und Frische, wie der Mai, wenn er dem Jahr die jungen, glänzenden Blätter bringt und die Blüten, so prangte Frau Emerentia in schöner Pracht wie der reife

September: goldbraun war ihr kostbares Kleid von Brokat, durchwirkt von silbernen Fäden, die Ärmel lagen eng geschlossen um die vollen Arme, hochgesteckt das reiche, dunkelbraune Haar unter der Patrizier-Haube ..."

Meister Erxner hielt einen Augenblick inne. Er lehnte sich zurück, schloß die Augen, schnalzte mit der Zunge. „Herrliches Weib! Siehst du sie vor dir, Kaufmann?" „Wohl seh ich sie", murmelte Herr Klostermaier. Der Krämer seufzte, Bergstainer und Weppering aber riefen: „Fahre fort, Erxner!"

„Aller Augen, so könnt ihr euch denken, waren auf die beiden Frauen gerichtet. Fast keiner sah auf die zwei Männer, Herrn Harsdorfer und Herrn Magister Salmasius, die ebenfalls prächtig gekleidet auf der Empore saßen. Ein würdiges Amt und ein schweres war den Herren zugefallen, nämlich den Vortrag der Sänger, die im Wettstreit, nach der Meistersänger Kunst genau und gerecht zu beurteilen. Den beiden Damen dagegen kam es zu, die Erscheinung und das Auftreten der Jünglinge – denn junge Männer waren es wohl alle, die antraten – abzuwägen und dem Urteil der Herren hinzuzufügen. Eben trat aus dem Kreise der Sänger der junge Raphael hervor, und wer es noch nicht wußte in Nürnberg, der mochte an dem holden Erröten der Jungfrau nun erkennen, daß es mit diesen beiden eine besondere Bewandtnis habe. Über dem Raphael saß sie da auf dem bunten Podest in der Gruppe der Richter, und ihr Herz klopfte wohl den unruhigsten Takt ihres jungen Lebens. Ihn, ihren Raphael, sollte sie prüfen, sein Erscheinen, seine Anmut, seinen ritterlichen Sinn abwägen gegen das Auftreten der Mitstreiter ... Unmöglich erschien es uns, die wir zuschauten, daß die Jungfrau, so hoch wir ihre Milde, ihre Reinheit, ihre Güte auch achteten, hier gerecht werde urteilen können ... Und es wäre ihr wohl auch nicht gelungen, wenn nicht – "

„Halt, lieber Erxner!" unterbrach da Meister Bergstainer den Erzähler. „Greife nicht vor in dem Gang der Ereignisse, sondern spinne fein stetig das Garn der Geschichte, damit unser König der Kaufleute hier, der treffliche Herr Klostermaier, nicht sich verirre in dem Dikkicht deiner Erzählung!" „Und alsdann", fuhr Weppering dazwischen, „alsdann, Erxner, laß uns auch noch etwas zu berichten übrig, daß dein Licht nicht allein leuchte hier vor Merkur, dem Gott der Kaufleute!"

„Oho, meine Brüder!" rief da der Krämer, indem er sein Flam-

menhaupt von dem Glase erhob, in dessen klaren Spiegel er die ganze Zeit über geblickt, als banne er dort die Gestalten aus Meister Erxners Erzählung. „Auch unsers Wirtes Töchterlein, die Elisabeth, ist wohl des Ansehens wert, und so mag sie hereinkommen, daß wir uns erlaben am Blick der Veilchenaugen und am Bild der Lilienschultern, wenn sie uns noch was von des Bacchus seligmachender Gabe herüberbringen möchte!" Er erhob sich machtvoll von seinem Stuhl, daß der nach hinten zu Boden polterte, und schwankte dann schweren Schrittes zur Tür. „Recht hat er, unser Meister Rübezahl!" rief Bergstainer begeistert. „Auf meine Rechnung, Bruder!" Das Flammenhaupt riß die Tür zur Gaststube auf. „Elisabeth! Du lässest uns verdursten! Noch drei Flaschen von dem herrlichen Burgunder, anno vierzehnhundertneunzig!" So tönte der sonore Baß des Krämers hinüber in die Wirtsstube.

„Wunderbar", sprach der Kaufmann mit ebenfalls schon nicht mehr leichter Zunge, „gar wunderbar will es mir scheinen, meine Herren, wie ihr heute mit heidnischen Namen um euch werft. Doch stimme ich ein in euern Sang: Bacchus lebe – und Rübezahl obendrein!" Und er trank das beinahe noch volle Glas in einem Zuge leer. „Brav, Handelsmann, brav!" schrie Weppering. In diesem Augenblick sprang aber der flammenhäuptige Krämer von der Türe, an der er auf des Herrn Thomas Töchterlein gewartet, mit einer Behendigkeit, welche niemand seinem schweren Körper zugetraut, zur Wand, riß eine Laute, die dort hing, mit Schwung herunter, drehte sich dabei halb um die eigene Achse, tat einen Ausfallschritt und sank nieder auf ein Knie. Während Elisabeth eintrat mit den bestellten Flaschen Wein, präludierte er auf der Laute, um dann, von den Kumpanen begeistert akkompagniert in ihren verschiedenen Stimmlagen, mit seinem schönen, vollkräftigen Bariton die erste Strophe eines altfränkischen Liebesliedes zu singen. Elisabeth, rot bis unter die Haarwurzeln, wußte nicht, wie ihr geschah, besann sich dann aber und stellte den Männern den Wein auf den Tisch. Dann ergriff sie wieder mit trippelnden Schritten die Flucht zurück in den Schankraum.

„Nun", sprach Meister Bergstainer lachend, „nun, du vortrefflichster aller Krämer, du hättest teilnehmen können an dem Sängerwettstreit gestern und hättest keinen Gegener zu fürchten brauchen!" „Jawohl!" dröhnte das Flammenhaupt. „Und Elisabeth – Elisabeth ist so schön wie die Schönsten auf der Hallerwiese!" „So schön wie die

Schönsten!" tönten Bergstainer und Weppering unisono. Da schlug aber Meister Erxner mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die halbvollen Weinflaschen und Gläser sich von der eichenen Platte lupften, und rief: „Ihr Brüder, haltet ein mit euerm tollen Treiben und laßt mich endlich fortfahren in meiner Geschichte von Raphael und der Jungfrau Mathilde!" „So sei es", lenkte Bergstainer gutmütig ein, „so sei es, lieber Erxner, sonst verlierst du wirklich noch den Ariadne-Faden deiner Erzählung, und unser lieber Kaufmann muß sich heute nacht ungetröstet zu Bette legen."

„Da sei Bacchus vor!" rief der nun. „Fahre fort, trefflicher Erxner, und laß mich nicht länger darben!" „Nun gut", brummte Erxner, „so hört alle her. – Raphael, unsers wunderbaren Dürer Sohn, trat also vor aus der Schar der Jünglinge, und es war wohl zu sehen, daß die andern es schwer haben würden, gegen den Schönen zu bestehen. Denn schön ist er wahrhaft zu nennen – ihr kennt ihn alle. Und gar anmutig trat er nun hinein in den offenen Kreis, verbeugte sich tief vor dem Gericht und begann zur Laute ein Lied, dem ich selber wohl den Preis zuerkannt hätte, wäre – doch gemach, ich greife schon wieder vor. Es war ein Lied in der stumpfen Schoßweis' Hans Lämmerts, das Raphael sang. Es rühmte den Liebreiz der Frauen, der in ihrem schalkischen Blick verborgen, wenn sie die Taube grüßen und den Liebsten meinen.

Gar feurige Blicke sandte der Jüngling während seines Spieles empor zu den Frauen, bei denen man nur zu deutlich sah, wie sie verzückt dem Herrlichen lauschten. Sein Sieg schien gewiß, und siegessicher blitzten denn auch seine hellen Augen umher. Stolz warf er den Kopf, daß die dunklen Locken flogen, und Stolz und eine gewisse Hoheit lagen, das mußte ein jeder gestehen, in der ganzen Haltung des Jünglings. In dem grünen Blick der Frau Emerentia lag etwas Dunkles, Rätselhaftes, und Mathilde sah in die Ferne, in der sie voll Sehnsucht und Liebe wohl ein holdes Geschick sich vollziehen sah. – Die beiden Männer, Herr Harsdorfer und Herr Salmasius, bemerkten gar wohl den entrückten Zustand der beiden weiblichen Mitglieder ihres Rates, und an der Verschlossenheit ihrer Mienen war abzulesen, daß sie des Jünglings Vortrag sehr strenge auf die Erfüllung der kunstvoll schwierigen Regeln des Meistersanges überprüfen würden.

Raphael endete mit einigen schnellen, wirbelnden Akkorden auf der Laute, schwang das Instrument zur Seite, legte graziös die Hand

auf die Brust, tat einen Ausfallschritt und beugte erst das Knie, dann das Haupt, daß die bunt schillernde Feder auf dem dunklen Samtbarett gar anmutig vornüber wippte. In dieser Stellung verharrte er einige Augenblicke vor dem Gericht, und still war es ringsum. Jedem stockte der Atem, jeder, ob Mann oder Frau, ob jung oder alt, blickte gespannt empor zu den vier Richtern und versuchte, in ihren Mienen zu lesen. Nun, das war nicht schwer, was die beiden Frauen betraf: Mathildens Blick kehrte zurück aus der Ferne, und in ihr Antlitz, das sich ein wenig rötete, trat ein holdseliges Lächeln, das sie umsonst zu verbergen suchte, indem sie das Köpfchen senkte und zu Boden sah. Frau Emerentia jedoch blickte hernieder auf die wippende Feder an dem Barett des Jünglings, und aus den grünen Tiefen ihrer Augen strahlte mild ihr bewegtes Herz. Aller Kummer über den Jüngling, den sie und der Gatte gehabt, war offensichtlich vergessen.

Doch die Männer? – Herr Harsdorfer verzog keine Miene. Der Doktor Salmasius schien in der Menge gegenüber jemanden mit den Augen zu suchen. Da erhob sich Raphael, und nun brach Jubel los in dem Volk, so daß alle wußten, wen ganz Nürnberg soeben zum Sieger des Wettstreits erkoren. Raphael grüßte lachend hierhin und dorthin. Er warf die Hand empor, drehte sich, und es war ihm anzusehen, daß er selbst sich für den Ersten hielt unter allen, die zum Wettstreit angetreten. Und während er hinüberging zu der Gruppe der wartenden Jünglinge, die alle schon ihr Können gezeigt, da war es, als strahle der Himmel noch klarer als zuvor, und sogar aus der Schar der Mitstreiter streckten sich ihm Hände entgegen zum Zeichen, daß man sich für überwunden hielt und daß sein Auftritt neidlos anerkannt worden als der beste.

Hier, liebe Brüder", so unterbrach der Meister Erxner seinen Vortrag, „hier gebe ich aber den gedachten Griffel weiter an den Bergstainer, der schon eine geraume Weile wie auf Kohlen sitzt, weil er ängstlich, ob er sein Licht ja noch recht könne leuchten lassen in unserer Runde!"

„Bravo!" riefen die Brüder. „Bravo, Erxner!" Und Meister Bergstainer setzte fort, was Erxner begonnen, indem er noch schnell einen tiefen Schluck aus dem Glase nahm. „Möge", sprach er gemütlich, „möge es mir gelingen, meine Freunde, daß ich fein in dem Ton und Takt bleibe, den unser wackrer Erxner angestimmt. Denn gar schwer

ist es, das Werk, das ein andrer begonnen, fortzusetzen in rechter Weise, daß kein Bruch, ja nicht einmal ein haarfeiner Riß entsteht, sondern alles fein glatt sich zum Ganzen ründe – sei das Werk nun ein Faß oder ein schöner Ring – oder eine Erzählung!

Raphael also hatte schon die Glückwünsche seiner Mitstreiter entgegengenommen, und alles wartete nun gespannt auf den Spruch, den das hohe Gericht fällen würde, wiewohl sicher niemand in der weiten Runde war, der Raphaels Sieg bezweifelte. – Oben auf dem Podest entstand aber eine Bewegung in der Gruppe der Richter und Richterinnen, und hervor an die Rampe trat Herr Magister Salmasius. Wie erstaunte alles, als dieser nun, statt, wie das Volk es erwartet hatte, den Raphael zum Sieger zu erklären, einen weiteren Sänger aufrief, der in dem Wettstreit antreten solle; denn, den Arm ausstreckend nach der Menge, die ihm gegenüber auf der anderen Seite des freien Platzes stand, rief er einen Namen, der allen unbekannt, bei dessen Nennung aber mir, o meine Brüder, eine wunderbare Ahnung im Herzen sich regen wollte: ‚Herr Dietrich von Hohentwiehl!' rief der Magister Salmasius, und hervor trat ein Mann, den keiner bisher beachtet hatte, stand er doch mitten unter dem Volke. Er schien ein wenig älter als seine Mitstreiter, doch konnte man dessen nicht sicher sein; denn es war möglich, daß er nur älter wirkte, weil er – nicht schön war! O ja, der da hervortrat aus der Menge, die ihn umstand und ihm nur zögernd Platz machte, war nicht schön zu nennen wie die übrigen Sänger, alle die edlen Jünglinge – voran der herrliche Raphael. Zwar nicht klein, aber auch nicht groß, schien der Fremde von schlankem Wuchs – aber auch das war nicht sicher, denn er trug nicht Wams und kurzen Mantel nach italischer Art, worin die Jünglinge vor ihm aller Augen erfreut, sondern einen langen Überhang von sonderbarer Farbe, die kaum zu bestimmen, vielleicht gar verblichen. Und er war barhäuptig, so daß in dem dunkelblonden Haar, welches – lag es daran, daß er älter wirkte? – schon ein klein wenig schütter, der schlichte Scheitel zu erkennen war, den er trug. Die Farbe des Gesichts schien gelblich; die Nase war gerade, jedoch etwas grob, die Lippen waren voll und in den Winkeln ein wenig nach unten gezogen, so daß beinahe ein Zug von Ironie um den Mund schwebte. – Höre, Kaufmann", unterbrach sich da Meister Bergstainer seufzend, „ich merke, wie ich mich in Ausdrükken der Andeutung ergehe, wie meine Schilderung des Fremden dir

undeutlich und gestaltlos erscheinen muß. Jedoch – Erxner, Weppering, Krämer!" rief er die anderen an. „Sagt selbst: ist es nicht hundsföttisch schwer, diesen sonderbaren Mann zu schildern, diesen unscheinbaren Magier der Künste, diesen wunderbaren – o weh, nun fange auch ich an vorzugreifen!"

Wahrhaftig stand dem Meister Bergstainer der Schweiß auf der Stirn von der Schwere seiner Aufgabe. Er nahm noch einen Schluck aus dem Glase. „Wir beneiden dich auch gar nicht, lieber Bruder", sprach Weppering lächelnd, „um das Stück der Erzählung, das du übernommen!" – Weit zurück in den Sessel schob sich nun Bergstainer, und, den Kopf nach hinten auf die Lehne gestützt, schloß er die Augen halb. Dann begann er mit leiser Stimme aufs neue:

„Er war glatt rasiert, jedoch war offenbar sein Bartwuchs so stark, daß schwarzblaue Schatten auf den Wangen und der Oberlippe lagen. Seine Augen waren wie der Rock von unbestimmbarer Farbe, vielleicht grün, vielleicht braun, vielleicht grau? Wohl von allem etwas. – Ein Raunen ging durch die Menge, ein Murmeln der Ratlosigkeit, ja, wie mir schien, der Enttäuschung. ‚Was soll uns der noch?' so dachten wohl viele, ‚da wir doch längst den Sieger gehört und gesehen.'"

Wieder machte Bergstainer eine Pause. „Genug, nichts mehr von seiner Erscheinung – ich komme zu seiner Tat." Er zögerte noch einmal, dann aber, den Kopf von der Lehne nehmend, gleichsam als habe er nun genug gesehen, beugte er sich nach vorn. Seine Stimme, die vorher beinahe tonlos, gewann Farbe und Stärke zurück, und sein Vortrag wurde bestimmt, dann lebhaft, endlich begeistert:

„Er verbeugte sich vor dem Gericht, weder tief noch mit Anmut und Grazie, wie alle die andern es getan mit leichten Unterschieden und in ausgesuchten, zierlichen höfischen Gesten – nein, er machte eine ganz ruhige Verbeugung geradeaus in Richtung des Podiums. Dann nahm er ohne weiteres die Laute auf, die er nachlässig hatte herunterhängen lassen. Und nun – sah er in die Runde, wandte sich gleichsam an alle – und es traf uns ein Blick – der kam wie aus den dämmernden Tiefen des Waldes ... Da rauschte die Laute auf, und murmelnd plauderten die Stimmen der Quellen empor aus dem feuchten Moose ... Der Wind fuhr in die Wipfel der Bäume, warf sich draußen vorm Wald in die Felder, daß die Ähren rischelnd und raschelnd aneinanderrieben ... Dämmerung sank auf das Land, und leise, leise erhob

sich ein Lied aus dem Wald, aus dem rieselnden Bach, aus den Wiesen, dem wogenden Korn – ein wunderherrliches Lied vom Jäger und seiner Geliebten ... Im Garten am Wandelgang traf er die Magd, beim plätschernden Brunnen. Rosen schnitt sie im Auftrag des Herrn, der die Blumen der Dame seines Herzens, einer schönen Gräfin, zu senden gedenkt. Da, aufblickend, gewahrt sie den Jäger, und wie die Farbe der Rosen glüht ihre Wange. Sie gibt nicht acht, ein Dorn ritzt ihren Finger, ein Blutstropfen fällt herab in den Tau des Grases. Der Jäger nimmt ein Tuch und kühlt es an der Quelle, die am Rosenbeet entspringt, legt es dann auf die kleine Wunde an ihrem Finger. Sie schaut zu ihm auf mit Augen, in deren Tiefen er sich erkennt wie im dunklen Spiegel eines Sees ...

Mit einer Stimme – Allmächtiger, mit welch einer Stimme wurde das Lied vorgetragen! Ein biegsamer Bariton war es, der einmal weich wie Samt daherkam und dann, beim Rascheln der Ähren, plötzlich stahlhart wurde – der herrlichste Klang, den ich jemals in dieser Stimmlage vernommen! Bis hinauf in den Tenor vermochte die Stimme zu steigen, bis hinunter zum Baß reichte das wunderbare Organ und drang den Zuhörern ins Innerste, daß sie kaum zu atmen wagten. Dunkel und warm war der Ton dieser Stimme im Vorspiel, als Herr Dietrich das lauschende Volk an den Waldessaum führte und dann hinein in den grünen Dämmer, ins ewigwährende Rauschen der Bäume. Im tiefen Orgelton sauste der Wind in dem finstern Dickicht der Tannen – doch am Hang eine Quelle, hell und klar hervorsprudelnd aus dem nadelbedeckten Boden, und aufjauchzend stürzt sich der Bach in den Grund, dem Flusse zueilend jenseits des Waldes weit zwischen den Feldern ... Auf einem Hügel das kleine Schloß, der Garten, der Brunnen, aufsteigend darin die silberhelle Fontäne – und hochsteigend mit ihr die Stimme, strahlend, fast ein Tenor ... Ihr Blick: wie erschrocken stammelt die Stimme, stockt – der Takt des begleitenden Lautenspiels wechselt, taumelt in unentschiedenem Rhythmus, festigt sich wieder ... Dann, dunkel murmelnd, der Blutstropfen im Tau – das Kühlen der Wunde, lind – die ineinander versunkenen Blicke: immer mehr sich zurücknehmend, endlich fast nur ein Hauch, verklingt das wunderliebliche Lied vom Jäger und seinem Mädchen ...

Als Herr Dietrich geendigt, war Totenstille ringsum. Kein Laut ertönte, alles hielt den Atem an. Denn nicht die Stimme allein war es,

die das Volk in Bann schlug, sondern alle Umstehenden spürten, wie das Lied aus dem tiefen Gemüt des Sängers herrlich und klar hervorleuchtete, so daß der Glanz dieser Kunst sich abspiegelte auch in dem Gemüt der Hörer. Verzaubert, ja – : verzaubert standen wir und konnten nicht sprechen. Es war, als habe der Künstler ganz leise hingehaucht auf den Spiegel der Seele, daß diese nun, von dem Zauber berührt, in wunderbarem Echo die Gestalten wiedergab, die er gebildet. Schauer durchwehten uns, und mancher mochte fühlen, wie er soeben in Berührung gekommen mit dem Reich der Dichtung und der Musik.

Nun erst, nachdem wohl eine Minute vergangen – eine Minute, die mir wie eine Ewigkeit schien – , nun erst rührte sich das Publikum und spendete dem Sänger Beifall. Es war dies kein Jubel, wie er nach dem Vortrag des Raphael zu hören war: ausgelassen, sondern es war zugleich weniger und mehr: der Dank an einen Künstler, der es verstanden, wirklich zum Gemüt der Hörer zu sprechen. Und viel zu bewegt war dies Gemüt noch immer, als daß es den Beifall zur Ovation mochte steigen lassen.

Und der Künstler selbst? – Wie während des ganzen Vortrags, so strahlte auch jetzt, nachdem er sich gegen das Gericht zuerst, dann gegen das Publikum verbeugt, etwas Seltsames von ihm aus: eine Kraft, die mit magischer Gewalt auf das Publikum wirkte. Fast bescheiden stand er da in dem langen, fahlen Umhang – beinahe wie ein Mönch. Aber mit sonderbarer Schärfe drang es jedem von uns ins Bewußtsein, wie diese ruhige Haltung, dieses Gebaren, das jede große Geste vermied, seinen Ursprung darin hatte, daß er als Künstler eins mit sich selbst – daß er in seiner Kunst ruhte so wie die Kunst in ihm. Die laute Welt und der Traum, Wirklichkeit und Phantasie begegneten sich in ihm und klangen zu einer Harmonie zusammen, die nichts verstören konnte, weil alles sich gegenseitig im Gleichgewicht hielt."

So schloß Meister Bergstainer den Abschnitt seiner Erzählung, der ihn sichtlich mitgenommen. Ein wenig erschöpft lehnte er sich wieder zurück. – Die Reihe war nun an Weppering. Der nahm noch einen Schluck von dem guten Wein, wovon das Mädchen neuen in die Stube gebracht, und fuhr dann ohne Umstände fort in der folgenden Art:

„Alles blickte nun voll Spannung hinauf nach dem Gericht. Wie würden die vier entscheiden? Würde Raphael den ersten Preis erhalten

oder tatsächlich Herr Dietrich von Hohentwiehl? Auch einen zweiten und dritten Preis wollten die Richter vergeben. Doch würde Raphael mit dem zweiten zufrieden sein? Jeder, der Raphael kannte, mußte das bezweifeln, und so gingen die Blicke erwartungsvoll hin und her zwischen dem Gericht, Herrn Dietrich und Raphael, der noch immer in der Gruppe der Jünglinge stand, die sich mit ihm um den Preis des Besten beworben hatten. Nun aber, als eben der Beifall für Herrn Dietrich verklungen, trat Raphael aus der Gruppe hervor und auf diesen zu. Er streckte die Hand aus, um Herrn Dietrich zu gratulieren für seinen Vortrag. Dieser ergriff die dargebotene Rechte und dankte, ohne ein Wort zu sagen, mit einer leichten Verbeugung und einem ruhigen Lächeln in dem sonst ernsten Gesicht. Und Raphael? Er richtete sich hoch auf, so daß er, der ohnehin großgewachsene Jüngling, Herrn Dietrich um mehr als Haupteslänge überragte, und in seinem stolzen Antlitz stand es deutlich geschrieben, daß er soeben den Unterlegenen beglückwünscht, dessen Leistung er anerkenne und persönlich, wäre er Mitglied des Kampfgerichts, durchaus mit dem zweiten Preis belohnen würde. Und mit einem sieghaften Lächeln in die Runde schritt er zurück zu den Freunden, die ihn nicht anders empfingen, als er sich selbst soeben präsentiert: als feststehenden Sieger des Wettstreits.

In diesem Augenblick schien das Gericht zu einer Entscheidung gekommen zu sein. Denn die vier, die soeben noch die Köpfe zusammengesteckt und sehr lebhaft miteinander gesprochen, trennten sich nun, und hervor an die Rampe trat Herr Harsdorfer als der Erste des Gerichts. Und wieder, wie zuvor schon einmal, war es mit einem Schlage totenstill auf dem Platz. – Herr Harsdorfer räusperte sich. „Ihr Bürger Nürnbergs", begann er sodann mit kräftiger Stimme, „Zeugen seid ihr geworden eines würdigen Schauspiels, welches, und dies verkünde ich euch hiermit, eingehen wird in die Chronik unserer Stadt, um den vielen Ruhmesblättern darin ein weiteres hinzuzufügen!" Er machte eine Pause, den gebührenden Beifall für diesen Beginn seiner Rede abzuwarten, womit die lieben Nürnberger auch gar nicht geizten, wurden sie doch selber darin gewissermaßen rühmend erwähnt. Was dann aber geschah, war so vieles und so Unerhörtes, daß den Bürgern die Kette der Ereignisse wie über die Zeitspanne einer

ganzen Stunde vorkam, obgleich es sich doch nur um wenige Minuten handelte.

Herr Harsdorfer rief den dritten Preis aus und nannte den Namen des Preisträgers. Es war ein Jüngling aus dem Kreise um Raphael, der sich darauf glückstrahlend von den Kameraden löste und beschwingten Schrittes vor das Kampfgericht eilte, wo er eine tiefe höfische Verbeugung machte und den Preis, eine schöne, kunstvoll gearbeitete Holzschale mit Silberfassung –" Hier unterbrach sich der Erzähler, Meister Weppering, und nahm einen Schluck aus dem Glase, „ – aus meiner Werkstatt, ihr wißt es, lieben Brüder, empfing – und zwar von der Hand der wunderlieblichen Mathilde selbst. Die kam die Stufen der Empore herunter, um die Schale dem Jüngling zu überreichen. Der, als er den Preis empfangen, fiel nieder auf ein Knie, faßte graziös des Mädchens Hand und hauchte einen flüchtigen Kuß auf den funkelnden Smaragd an ihem Finger. Mathilde lächelte voller Liebreiz, und schon hier hatten die Nürnberger Gelegenheit, über das holde Kind zu staunen, denn nicht im mindesten verlegen schien Mathilde bei der Preisübergabe und der folgenden galanten Huldigung des Jünglings in aller Öffentlichkeit. – Als der nun lachend und winkend zurückgekehrt in den Kreis der Freunde, blieb Mathilde unten an der Empore neben den Stufen stehen, um dort den zweiten Preisträger zu empfangen. Es war – doch hören wir den Vorsitzenden des Kampfgerichts, Herrn Harsdorfer, selbst.

Der räusperte sich noch einmal und sprach dann in die Stille hinein, die augenblicklich wieder entstand, mit bedeutendem Ton: ‚Das Kampfgericht hat sich entschlossen – und zwar einstimmig, das betone ich! – den zweiten Preis in dem Wettstreit der Sänger auf der Hallerwiese zu Nürnberg anno fünfzehnhundertachtzehn zu vergeben an –‘ , Herr Harsdorfer hielt inne, um die Spannung des Augenblicks ein wenig zu verlängern und wohl auch auszukosten in seinem wichtigen Amte – , an den hoffnungsvollen Sohn unserer Stadt, Raphael Dürer!‘

Ein Raunen ging durch das Volk, es gab bedenkliche Blicke. ‚Ihr, Raphael Dürer‘, fuhr Herr Harsdorfer mit erhobener Stimme unbeirrt fort, ‚habt einen gar trefflichen Meistersang uns vorgetragen, an dem nichts zu tadeln.‘ Harsdorfer suchte den Raphael mit den Augen. Der trat vor aus dem Kreis der Jünglinge, zögernd, und blieb stehen.

‚Ihr habt die rechte Weis' getroffen, und Euer Vortrag war kunst-

gerecht und nach der Meistersänger Art. Zudem ist Euer ganzes Auftreten gar gnädig von den Damen des Gerichts aufgenommen worden. Man lobte, und ich denke, zu Recht, die Anmut und Grazie, das Edle Eures Vortrags sehr. Darum gebührt Euch der zweite Preis.'

Leichenblässe hatte bei diesen Worten des Patriziers Harsdorfer Raphaels Antlitz überzogen. Verräterisch bebten die Nüstern der schmalen Nase; der Mund verzog sich zu etwas, das ein Lächeln hatte werden wollen, aber im Entstehen erstarrte zu einem kläglichen, faden Grinsen. Die Augen irrten ruhlos umher. – ‚Jedoch', fuhr Harsdorfer nach einer Pause fort, ‚jedoch ist einer unter uns getreten am heutigen Tage, dessen Kunst gar tief in das Gemüt eines jeden von uns gedrungen ist – und diesem gebührt der erste Preis! Auch er ist einstimmig vergeben worden. Ich meine niemanden anders als unsern Gast aus dem fernen Goslar – Herrn Dietrich von Hohentwiehl!'

Das Raunen in der Menge schwoll an, einzelne Rufe wurden hörbar, die Bestätigung, ja begeisterte Zustimmung ausdrückten. Und nachdem sich erst einzelne Hände gerührt, kam Beifall auf, der sich steigerte, der anschwoll zur Ovation und so ganz unmißverständlich kundtat, daß das Urteil des Kampfgerichts einmütig anerkannt wurde. ‚Ich sehe', schmunzelte Herr Harsdorfer, ‚daß die Entscheidung des Gerichts von euch, ihr lieben Nürnberger, verstanden und geteilt wird. Dafür sei euch Dank. Was Herr Dietrich uns zu Gehör gebracht, hielt sich nicht an die engen Grenzen des Meistersangs, dessen Regeln sehr bestimmt – ihr kennt sie. Sondern diese Grenzen durchaus sprengend, hat des Sängers Kunst, aus tiefem Gemüt geboren, wieder zu dem Gemüte gesprochen, und die Bilder, die er in seinem Innern geschaut, gingen recht lebendig auf in unseren eigenen Herzen. Wer das vermag, ihr Nürnberger – nun, der verdient die Krone!'

Noch einmal brach Beifallssturm los, daß es über die ganze Hallerwiese schallte und bis hinein in die Stadt zu hören war. Herr Dietrich von Hohentwiehl trat in die Mitte des Platzes und verbeugte sich artig gegen das Gericht. Mit erhobenen Armen gebot Herr Harsdorfer Schweigen. Raphael stand noch fast an derselben Stelle, etwas seitab von der Gruppe der Jünglinge. Es schien, als begreife er gar nicht, was um ihn vorging. Mit stierem Blick starrte er vor sich hin. Als nach einigen Momenten Schweigen eingetreten, sprach Harsdorfer also zu den Nürnbergern: ‚An den ersten und den zweiten Preisträger über-

reichen wir heute nur die Urkunden. Denn da auch die Leistung des Zweiten, Raphael, eine so hervorragende war, hat das Preisgericht beschlossen, beide morgen auf dem Rathause noch einmal zu ehren und ihnen dabei die Preise zu überreichen – die, das darf ich euch jetzt schon sagen, ihr lieben Nürnberger, sich sehen lassen können, oder, wie ihr wollt: mit denen sich die würdigen Preisträger sehen lassen können!'

Wieder gab es Beifall, der zum Jubel stieg, als nun das holde Himmelskind, Mathilde, dem Herrn Dietrich die Urkunde überreichte. Der beugte sich tief vor der Jungfrau und verharrte einige Augenblicke in dieser Stellung. Als er sich wieder aufrichtete, konnten die Mitglieder des Gerichts erkennen, daß dem Herrn Dietrich zum ersten Mal die Ruhe und Fassung, die er bisher gezeigt, verlorengegangen, denn ganz dunkel waren seine Augen, und es glänzte wahrhaftig darin. Schnell wandte er sich von Mathilden ab und schritt rasch hinüber zu Raphael, um diesem zu gratulieren.

Er streckte, bei ihm angekommen, die Rechte aus. Raphael, der nun wie aus einem bösen Traum erwachte, hob den Kopf. Heftig schlug er mit der Linken die dargebotene Hand des Herrn Dietrich zur Seite. Mit zwei langen Schritten war er in der Mitte des Platzes. Er hob die Faust gegen das Gericht und schrie zum Herrn Harsdorfer hinauf: ‚So! – einstimmig! – einstimmig, sagt Ihr!' Und dann höhnisch weiter: ‚Mein verehrter Herr Richter! Wohlan, so laßt mich sagen, laßt es mich sagen vor allem Volk, daß Ihr eine Stimme bei euerm einstimmigen Urteil wohl übergangen habt. Vielleicht habt Ihr ein wenig weggehört, als sie sprach, denn es mag sein, daß diese nicht ganz so vernehmlich wie die Eure!'

Ein entsetztes Schweigen folgte diesen wilden Worten des Raphael. Herr Harsdorfer stand erstarrt. Finster und mit gerunzelter Stirn blickte Doktor Salmasius auf den Jüngling herab. – Da geschah aber etwas, womit niemand gerechnet hatte, wohl nicht einmal Herr Mathias selbst. Es wandte sich nämlich die Jungfrau Mathilde von dem Raphael, dem sie unten an der Treppe der Empore gegenüberstand, weg und schritt die Stufen zu dem Podest hinauf. Hier trat sie zwischen die beiden Männer, Herrn Harsdorfer und Herrn Magister Salmasius, und blickte auf den Raphael hinunter. Der, eben noch ein Wüterich, sah mit offenem Munde ratlos, fast ängstlich zu, was Mathilde beginnen

werde. Die sprach aber mit klarer Stimme ganz ruhig in das große Schweigen hinein: ,Ihr mögt recht haben, Raphael, wenn Ihr sagt, daß meine Stimme – denn mich habt Ihr doch gemeint – an Kraft der meines Vaters nicht gleichkommt – ganz zu schweigen von dem Vergleich mit Eurem Organ, das Ihr soeben gar laut habt ertönen lassen. Dagegen ist meine arme Stimme wohl wirklich nur wie das Säuseln des Windes an einem lauen Sommerabend. Und doch, Raphael, wurde sie gehört und in die Waagschale getan. Wenn ich Euch nun wiederhole, daß unser Urteil einstimmig, so wißt Ihr, daß auch ich im Sinne des Urteils gesprochen, das ich in der Tat für gerecht halte. Dies mag Euch für's erste genügen.'

Einen Moment stand Raphael, erneut leichenblaß, zur Bildsäule erstarrt. Dann aber blitzte ein Basiliskenblick empor nach dem Podium. Mit einem einzigen, wilden Ruck riß er die Laute, die er umgehängt trug, von den Schultern herab, daß mit einem dumpfen Knall das Tragband zersprang.

,Es genügt nicht!' schrie Raphael außer sich. Hoch empor über den Kopf schwang er das Instrument, daß es für einen Augenblick aussah, als wolle er es hinaufschleudern auf die Bühne des Gerichts. Schon taten auch die beiden Männer oben einen Schritt nach vorn, um Mathilden vor dem vermeintlichen Angriff zu schützen. Raphael hieb aber das Instrument mit ungeheurer Wucht gegen einen der starken Balken, welche die Empore trugen, daß die von dem gewaltigen Schlage in den Grundfesten bebte. Die Laute zersprang mit einem berstenden Knall, der allen Umstehenden in die Glieder fuhr, und mit einem singenden Pfeifen rissen die Saiten.

Die Nürnberger hatten keine Zeit, sich von dem Schrecken über diese ungeheuerliche Tat zu erholen, denn wiederum geschah etwas Unerwartetes. Mathilde nämlich schob mit sanfter Gewalt ihren Vater und Herrn Mathias, die vor sie hingetreten, zur Seite. Kreidebleich war ihr Antlitz. Aber die Stimme! Nicht nur ohne die geringste Unsicherheit, sondern mit einer hellen, schneidenden Schärfe, ließ sie den Raphael zusammenfahren. Der durchdringende Ton machte sogar manchen im Publikum sich unwillkürlich ducken. ,*Herr* Raphael Dürer! Nicht nur die eigene Ehre habt Ihr besudelt mit Eurem freventlichen Beginnen – nicht nur meine Ehre habt Ihr verletzt, indem Ihr mir eine törichte Parteilichkeit zugemutet habt vor aller Augen und Ohren in

einer Sache, in der es um ein gerechtes Urteil ging. Auch das Gericht habt Ihr frech und gröblich beleidigt mit Euerm unsinnigen Verdacht! – Und dies, mein Herr, ist Euer schwerstes Vergehen, für das ich eine Strafe vorderhand nicht weiß. Ich erkläre Euch aber, erkläre es vor aller Augen und Ohren, daß Ihr, da Ihr die alten Meister beleidigt und verhöhnt, auch des zweiten Preises im Wettstreit der Meistersänger nicht würdig seid. Ich entziehe Euch hiermit meine Stimme. Für mich habt Ihr gar nicht an dem Kampf der Sänger teilgenommen. Ich bitte Herrn Dietrich von Hohentwiehl, den ersten Preis: den Ring des Meistersängers, nicht erst morgen auf dem Rathause, sondern schon hier und jetzt entgegenzunehmen, damit das unwürdige Schauspiel, das Herr Raphael Dürer geboten, von etwas anderem abgelöst werde und wir alle so nicht auseinandergehen.'

Mathilde wandte sich, um erneut die Stufen der Empore hinunterzusteigen. Frau Emerentia nahm aber die Tochter sanft in die Arme und hielt sie zurück. – Das Gesicht verzerrt zur Fratze des puren Hasses, machte Raphael kehrt und stürzte von dannen. An der Stelle des Platzes, wo er sich in besinnungloser Raserei den Ausgang suchte, wich die Menge scheu zur Seite, so daß er freie Bahn erhielt – eine Bahn der Schande, auf der er wohl nimmer zurückfinden würde in die Gemeinschaft der Menschen. Noch einige Augenblicke war sein haßerfülltes Rufen zu hören, dann verstummte es. Raphael war fort."

„Genug, genug!" rief der Krämer in dem Stübchen des Herrn Thomas. „Genug, Meister Weppering, sonst bleibt mir nichts mehr! Auch ich will doch mein Scherflein beitragen zu der Erzählung vom Kampf der Sänger auf der Hallerwiese!" „Meinetwegen, du Rotschopf", brummte Weppering gutmütig, und schwieg.

„Doch geht uns der Wein zur Neige, ihr wackern Erzähler!" sprach der Kaufmann, Herr Klostermaier, mit trockener Zunge. „Deshalb schlage ich vor, daß der Jüngste von uns, Meister Bergstainer, hinübereilt in die Wirtsstube und flugs für neue Flaschen sorgt, und auf meine Rechnung!" Bergstainer sprang auf. „Gut gesagt, Kaufmann!" rief er und lief hinaus in die Wirtsstube, das Verlangte zu bestellen. Nach wenigen Augenblicken schon kam er zurück mit fünf weiteren Flaschen edlen Weins. Indem er sie auf den Tisch stellte, sprach er schalkisch: „Ich sehe eure erstaunten Gesichter, meine Brüder, und weiß sehr gut, was sie zu bedeuten haben. Obwohl ihr nämlich schon

Erkleckliches eingeschlürft, will es euch doch nicht gelingen, in mir das holde Kind, die blonde Elisabeth, zu erkennen, die ihr erwartet. Der gute Tropfen hier mag euch trösten, vorzüglich aber unsern Rübezahl, den wackern Rotschopf, der nun gar erbärmlich zu schnaufen beginnt, da er mit mir vorliebnehmen muß." Auf diese Worte des Meister Bergstainer setzte der Krämer, der wirklich seufzte, die Erzählung fort in folgender Art:

„Als von Raphael nichts mehr zu sehen und zu hören, trat Herr Harsdorfer hervor an die Rampe und sprach ruhig und gefaßt, zu Herrn Dietrich und den Nürnbergern gewandt: ‚Herr Dietrich von Hohentwiehl und ihr Nürnberger Bürger! Das Gericht hat, nachdem alle Mitglieder sich kurz hierüber verständigt, den Worten der Jungfrau Mathilde Harsdorfer nichts hinzuzufügen – es sei denn, eine herzliche Bitte an unsern Gast, er möge doch das, was ein verblendeter Jüngling heute gesagt und getan in rasendem Zorn, in ungezügelter Leidenschaft, so schnell er nur kann vergessen. Er möge hervortreten, um den ersten Preis des Sängerwettstreits entgegenzunehmen!'

Ohne Zögern, doch langsam und mit einem stillen Ernst auf dem Gesicht schritt Herr Dietrich von Hohentwiehl nach vorn zu der Bühne, von der herab ihm Mathilde entgegenkam. Sie war noch immer blaß; aber kein Zittern, nicht die kleinste Unsicherheit zeigte sich in ihren Bewegungen und in ihrer Miene, als sie an ihrem Gürtel nestelte und den herrlichen, funkelnden Rubin aus einem Täschchen hervorzog: den Ring des Meistersängers. Herr Dietrich beugte das Knie und blickte auf zu Mathilden. Die nahm seine Hand und steckte ihm den Ring an den Finger, wobei ein ganz kleines Lächeln ihr Antlitz überflog. Herr Dietrich erhob sich, und nun, wie befreit von dem drückenden Alb, jubelten die Nürnberger ihrem neuen Meistersänger zu. Herr Dietrich sah auf zu dem Gericht, das ihm diese hohe Ehre zuerkannt, und verbeugte sich noch einmal dankend. Als er wieder hinaufsah, wechselten er und Herr Magister Salmasius einen bedeutsamen Blick.

Herr Harsdorfer schritt nun von der Bühne herab, gefolgt von seinem Weibe, Frau Emerentia, deren prachtvolles Kleid knisterte und rauschte, als sie die Treppen hinabstieg, sowie Herrn Mathias. Unten sprach aber Herr Harsdorfer zum Herrn Dietrich: ‚Erweist uns doch, edler Herr, die Ehre und seid für heute Gast in meinem Hause. Auch wenn dies kein Schloß, wie das Eure – Ihr merkt, Herr Magister Salma-

sius hat mir da etwas zugeflüstert – so hab' ich doch, denk' ich, einen guten Keller, und es soll Euch der Wein daraus wohl nicht weniger munden als der aus Euren herrschaftlichen Gewölben! Und wenn Ihr mich am heutigen Tage, der uns so argen Verdruß gebracht, uns aber doch auch erfreut hat dank Eurer hohen Kunst, ganz und gar glücklich machen wollt, so nehmt den Arm meiner Tochter und führt sie in unserm Geleit!' Herr Dietrich verneigte sich und sprach dann, zum Herrn Harsdorfer gewendet: ‚Nicht ich bin es, mein würdiger Herr, der eine Ehre erweist, sondern Ihr tut mir eine Ehre an mit dieser Einladung – Ihr, Eure Gemahlin und Eure bewundernswerte Tochter. Mit großem Dank und mit innigster Freude nehme ich an.' Damit bot er Mathilden den Arm, wobei der Holden sichtbar die Farbe ins Antlitz zurückkehrte. Herr Harsdorfer verneigte sich leicht gegen Herrn Dietrich, nahm lächelnd den Arm Frau Emerentias und schritt mit ihr voran, seinem Hause zu. Es folgten Herr Dietrich mit der wunderlieblichen Jungfrau Mathilde, darauf Herr Magister Mathias Salmasius. Täuschte es nicht, so bewegten die unterschiedlichsten Gefühle dessen Gemüt, denn auf wunderbare Weise sprachen aus seiner Miene zugleich Freude und Schmerz, Stolz und Zweifel, Hoffnung und Wehmut. – Ihm schlossen sich die Jünglinge an, die am Sängerwettstreit teilgenommen. Unter ihnen entbrannten heftige Debatten über die sichtbaren und die nicht sichtbaren Gründe von Raphaels blindwütigem Handeln. – Den Schluß des Zuges bildete eine Anzahl von Nürnbergern, die es sich nicht nehmen ließen, ihren Patrizier und seinen adligen Gast, den Meistersänger von der Hallerwiese, bis vor das prächtige Harsdorfersche Haus zu begleiten. Hier angekommen, wandte sich Herr Harsdorfer noch einmal um. Auf der Treppe vor dem Eingange seines Hauses stehend, rief er: ‚Vergeßt diesen Tag nicht, ihr Bürger Nürnbergs! Nicht die hohe Freude, die er uns bescherte, und nicht den Schmerz, den er brachte. Vergeßt vor allem nicht, daß in unsern Mauern ein Mann lebt, dem an diesem Tage besonderes Leid zugefügt worden, das schlimmste Herzeleid, das uns Menschen wohl widerfahren kann: der Schmerz, dessen Ursache derjenige ist, der uns am nächsten steht: der Sohn, die Tochter, der Bruder, der Ehegatte ... Doch bin ich gewiß, daß die heilige Malerkunst, in der unser Albrecht Dürer unvergängliche Werke geschaffen, ihm auch die Kraft geben wird, das Unglück, welches ihm dieser Tag gebracht,

zu verwinden und uns und der Welt noch viele herrliche Werke zu bescheren. Und darum: Unser Meister Albrecht Dürer – er lebe hoch!'

'Hoch – hoch!' rief es aus dem Volke, und: 'Albrecht Dürer!' – Aber auch Mathildens Name wurde gerufen und der des Herrn Dietrich. Die winkten aber beide der Menge zu. Frau Emerentia lächelte ihr mütterlichstes und stolzestes Lächeln, und auch in des Herrn Mathias' Antlitz obsiegte nun die Zuversicht und die Freude. Und so endete dieser denkwürdige Tag, wie er begann: strahlend und voller Hoffnung."

Mit diesen Worten des Krämers klangen die Gläser der neuen Brüder noch einmal aneinander, und der Kaufmann, Herr Klostermaier, sagte den Freunden für die Erzählung „im Reigen" seinen innigsten Dank. Dann erhob er sich. Er vermochte nicht, die Bewegung zu verbergen, von der sein Gemüt ergriffen, und so traten ihm die hellen Tränen in die Augen, als er so zu den Freunden sprach: „Auch wir sollten wohl diesen Tag nicht vergessen, an dem wir so gemütlich beisammen und diesen Bund geschlossen. Wie treu habt ihr erzählt, was sich gestern begab! Recht im Innersten hab' ich die Bilder erfaßt, daß es mir war, als sei ich dabeigewesen. Und deshalb lade ich euch in mein Haus für einen der nächsten Tage. Dort wird dann die Reihe an mir sein, etwas zu erzählen, und ich will euch schon heute sagen, was es sein wird: die Geschichte von Raphael und mir!"

Die Freunde erstaunten sehr. Auf ihre stürmischen Fragen sagte aber Herr Klostermaier nur, daß Raphael, bevor er Dürers Pflegesohn geworden, der seine gewesen – und dies und wie es dazu gekommen, das wolle er ihnen in seinem Hause erzählen. Die Freunde, nachdem sie sich von ihrem Staunen erholt, waren's zufrieden und dankten. „Auch ich", sprach da Weppering, „auch ich wüßte wohl noch so manches Märlein, das des Erzählens wert und das ich euch gern zu Gehör bringen würde. Drum seid ihr meine Gäste in der Woche darauf!" Nun aber meinten auch Erxner und Bergstainer, daß sie manches, vorzüglich in ihrer wilden Gesellenzeit, erlebt, was wohl des Zuhörens wert, und in die gleiche Kerbe schlug der Krämer. Da ward unter Gläserklang und feierlichem Versprechen der neue Bund noch einmal bekräftigt.

An manchem Abend saßen denn auch die Freunde beisammen, und das nicht nur in den folgenden Wochen. Sondern viele Jahre hin-

durch hielt der Bund, und etliche Flaschen guten Weines wurden miteinander ausgestochen, und mannigfache Geschichten erzählten sich die Brüder aus ihrem Dasein, sei es dem wirklichen, sei es dem ihrer Phantasie, sei es aus beidem. – Denn was, günstiger Leser, ist wirklich, was unwirklich? Ist nicht der Traum ebenso wahr wie die Wirklichkeit selbst? Wo findet es statt, unser wahres Leben: im Traum oder im Wachen? Wunderbar aber ist die Phantasie, worin Wirklichkeit und Traum wie selbstverständlich ineinanderfließen zu einer ewigen, sich selber lauschenden Melodie.

*

Kaum scheint es noch nötig, dem geneigten Leser zu sagen, daß der Auftritt des Herrn Dietrich von Hohentwiehl bei dem Sängerwettstreit auf der Hallerwiese natürlich das Werk des Herrn Mathias Salmasius, und daß nichts anderes der Inhalt der Unterredung zwischen ihm und dem Patrizier, Herrn Harsdorfer, in dessen Wohnung gewesen, als eben dieser Auftritt. Herr Dietrich, ein Graf aus altem süddeutschen Adel, war dem Magister Salmasius freundschaftlich verbunden, und zwar, seit Herr Mathias den jungen Grafen vor Jahren bei einem anderen Sängerfest kennengelernt, auf dem dieser ebenfalls einen Preis errang. Zu welchem Zweck aber das Auftreten des Herrn Dietrich ins Werk gesetzt worden, das mag sich der Leser selbst ausmalen, wiewohl der Herausgeber dieser Blätter nicht verschweigen will, daß eine Vertreibung des Raphael dabei keineswegs beabsichtigt war. Doch unendlich ist des Menschen Gemüt, und keiner der Beteiligten konnte ahnen, wie heftig Raphael auf den Rivalen im Wettstreit der Meistersänger reagieren würde.

Herr Dietrich blieb nicht nur an diesem Abend der hochverehrte Gast im Harsdorferschen Hause, sondern auch den folgenden Tag und noch einige Tage mehr. Denn, und auch das will der Herausgeber dem geneigten Leser nun nicht länger vorenthalten, denn die Jungfer Mathilde hatte eine zarte Neigung zu dem wunderbaren Sänger gefaßt, und diese Neigung wurde, je länger er blieb, desto tiefer, um so mehr, da Herr Dietrich abends am Kamin in der großen Stube die Laute zur Hand zu nehmen pflegte und manches herrliche Lied vortrug, das den lauschenden Eltern und besonders natürlich Mathilden tief ins Gemüt

drang. Kam noch hinzu, daß Raphael wirklich von jenem Tage an verschwunden blieb, so konnte es nicht ausbleiben, daß, als Herr Dietrich aus dem gastlichen Hause schied, dieser Abschied nur vorübergehend war. Denn auch er hatte eine tiefe Neigung zu dem Mädchen gefaßt, das bei dem Kampf der Sänger so energisch für ihn eingetreten war, und nicht nur für ihn, auch für das Recht und gegen das Unrecht. Als er daher das nächste Mal von seinem Grafenschlosse bei Singen angereist kam, blieb er für länger Gast im Hause Harsdorfer. Da saßen die beiden oft im Garten, an lauschigem Platz auf einer Rasenbank, und blickten sich lange in die Augen, ohne etwas zu sagen. Und wenn sie sprachen, dann von ihrer wunderbaren Begegnung, und ihre leisen Worte mischten sich in das Murmeln der Quelle neben der Rasenbank.

Als Herr Dietrich wiederum schied, waren die beiden einander versprochen, und übers Jahr zog Mathilde Harsdorfer, Tochter und einziges Kind des Patriziers Harsdorfer zu Nürnberg, als Gräfin von Hohentwiehl auf das Schloß ihres Gemahls bei Singen.

Dort überlassen wir nun, mein Leser, die beiden ihrer Liebe, deren Keim auf so wunderbare Weise in einem Sängerwettstreit gelegt worden, und kehren noch einmal nach Nürnberg und zu dem Manne zurück, um dessentwillen dir umständlich genug von all dem berichtet worden, was in jener verhängnisvollen Zeit seines Lebens geschah.

Achtes Kapitel

Albrecht Dürer hatte nicht teilnehmen können an dem Fest auf der Hallerwiese. Der Arzt hatte dringende Erholung verordnet, und so blieb er wohl eine Woche im Hause. Als der Tag des Festes gekommen – es war, wie sich der Leser erinnern wird, der zehnte nach jenem Gespräch zwischen Magister Salmasius und Herrn Harsdorfer –, da nahm er am Morgen seinen Sohn Raphael beiseite und sprach zu ihm: „Du weißt, Raphael, warum es mir nicht möglich, heute auf der Hallerwiese mit dabeizusein. Ich hätte es sehr gewünscht, doch der Arzt hat es strikt verboten. Zu groß sei die Aufregung, die dort meiner warte, wenn –“ Er unterbrach sich und sah dem Sohn lächelnd ins Gesicht: „– wenn der eigene Sohn in den Wettstreit der Sänger eingreift

und vielleicht –" Aus den braunen Augen strahlte es: „ – gar einen Preis davonträgt!" Raphael erwiderte das Lächeln und gab zur Antwort: „Gewiß, Vater, du mußt auf den Arzt hören. Auch für mich selbst ist es wohl besser, wenn du nicht zugegen. So werde ich ruhiger sein – und, Vater, bestimmt einen Preis erringen!" „Gott schütze dich, mein Sohn!" sprach Dürer, umarmte Raphael und ließ ihn ziehen.

Wie der nun auf der Hallerwiese gehandelt, weiß der Leser schon, und mit welchem Jähzorn im Herzen er davongestürzt, als Herrn Dietrich der erste Preis zuerkannt worden. – Auf dem Heimweg reifte ein Entschluß in dem unglückseligen Raphael: nach Italien beschloß er zu gehen, um dort, koste es, was es wolle, Maler zu werden. Nicht eher würde er nach Nürnberg zurückkehren, als bis sein Künstlerruhm von Italien aus nach Deutschland gedrungen, und so, ihm vorauseilend, seine dereinstige Rückkehr zu einem Triumph machen würde.

Wie Raphael diesen Entschluß den Eltern zu Hause eröffnet, welches Leid er Vater und Mutter damit gebracht, wie er schließlich noch am selben Tage sein Reisebündel geschnürt und, seine Ersparnisse aus der Zeit als Goldschmiedgeselle zusammenraffend, das Elternhaus tatsächlich verlassen und sich einer Reisegesellschaft nach Bologna angeschlossen – das geschildert zu bekommen, will gegenwärtiger Herausgeber dem Leser ersparen, denn gar zu düster und leidvoll müßte der Bericht hierüber ausfallen. Man kann denken, in welcher Stimmung das Ehepaar Dürer am Abend beisammensaß, dem vielleicht auf lange verlorenen Sohne nachtrauernd, und wie die Nacht mühselig vorüberschlich in Hoffen und Bangen. Endlich, gegen Morgen erst, schliefen beide in ihren Sesseln ein, Albrecht jedoch nur für kurz. Aus unruhigem Halbschlummer erwacht, verließ er, ohne die Frau zu wecken, leise das Haus.

Es war noch ganz früher Morgen. Nach dem Rathause lenkte Albrecht seine Schritte, um in aller Stille, ungestört von dem Publikum, eine Musterung seiner dort ausgestellten Gemälde vorzunehmen. Er wollte dabei die bewegten Ereignisse der letzten Tage in sich abklingen lassen, vor allem den Auftritt mit Raphael und dessen Flucht, um die innere Ruhe zurückzugewinnen, die nötig war, um wieder zu schaffen. Er wußte aus Erfahrung, daß der Mut und die Kraft dazu aus der Kunst selber kommt, aus der Rückkehr zum Werk, aus dem erneuten und vertieften Betrachten der eigenen Gemälde und Skizzen, wodurch

Geist und Gemüt sanft wieder hinübergezogen werden in die unendliche Weite der Kunst und ihren lindernden Trost.

Er ließ sich vom Ratsdiener, der als einziger zu so früher Stunde auf, das Portal öffnen und stieg die Treppe empor nach dem Kaisersaal. Die Türe stand halb offen, so daß der Dämmer des Morgens von den Fenstern des Saales heraus in den Treppenflur drang. Albrecht hatte keine Zeit, sich darüber zu wundern, daß die Tür nicht verschlossen, denn noch bevor er sie durchschritt, hörte er ein Ächzen und Stöhnen drinnen im Saal, dann ein Röcheln und Keuchen, vermischt mit einem sonderbaren Geräusch, das wie das sausende Fauchen einer großen Peitsche klang, die mit wilder Kraft geschwungen wird. Von einer furchtbaren Ahnung ergriffen, sprang Albrecht durch die Tür. An der rechten Seite des Saales, den Fenstern gegenüber, stand ein großer, hagerer Mann vor einem von Albrechts Gemälden, die dort an der Wand hingen. Es war Solfaterra! – Er hatte seinen gelben Reitermantel abgeworfen. Hoch aufgerichtet stand er da in seinen großen Reiterstiefeln. Der runde Hut mit der breiten Krempe war ihm in die Stirn gerutscht, die Fasern der ehemaligen Feder wehten vor seinem Gesicht, aufgewirbelt vom heftigen Atem des Kämpfenden! Ja, es war offensichtlich: Solfaterra kämpfte! – Das Habichtsantlitz verzerrt zur starren Fratze, blitzten Wut und Entsetzen zugleich aus seinem Blick, der wie auf einen unsichtbaren Gegner gerichtet schien. Das Keuchen und Stöhnen aber, das Albrecht schon draußen vorm Saal vernommen, kam von der unsäglichen Anstrengung, mit welcher der spindeldürre Mann das riesige Zweihandschwert durch die Lüfte schwang. Es war eben jenes Schwert, das er neulich in der Gaststube im weißen Lamm ohne fremde Hilfe nicht aufzuheben vermochte, als es ihm entfallen. Nun schlug er es über dem Haupt in die Runde, daß die durchschnittene Luft jenen gefährlich fauchenden Ton abgab, den Albrecht draußen gehört. Nur Todesangst konnte es sein, was Solfaterra jene Riesenkräfte verlieh, das Zweihandschwert immer wieder durch die Lüfte zu schwingen. Er schnellte des öfteren, von der Wucht der Waffe mitgerissen, um die eigene Achse, hielt mit Mühe an, ließ das Schwert einen Augenblick sinken, hob es empor und ließ es erneut kreisen, daß die Luft im ganzen Saale in ein Beben zu geraten schien.

Solfaterra kämpfte – doch wer war der Gegner? Albrecht wollten die Sinne vergehen, er mußte sich an den Türpfosten lehnen, um nicht

zu fallen. Der Gegner war – Solfaterra selbst! Denn er stand vor jenem Bilde, das den Reiterkampf darstellte und in dessen Vordergrund die beiden Gegner miteinander rangen, die Albrecht damals, als er in seiner Künstlerstube am Rande Nürnbergs an dem Gemälde arbeitete, plötzlich als Selbstbildnis und als Solfaterra erkannte. – Dann war der Unhold eingetreten, um ihn, Albrecht, zu ermorden.

Aber nicht gegen das Bildnis Dürers richtete sich nun der Angriff des leibhaftigen Solfaterra, sondern ganz offenbar gegen jene Gestalt, die er selber war! Und wie ein Eisstrom ergoß sich das Grauen durch Albechts Inneres, als er bemerkte – wie Solfaterra unverkennbar Widerstand erhielt: wie er nämlich vorwärtsdrang und zurückgeworfen wurde, wie er unter Ächzen fluchte und den Gegner, den Doppeltgänger im Bilde, verwünschte. Doch war der eigentlich noch die Figur in dem Gemälde? Trat er nicht als Schemen hervor aus dem Rahmen des Bildes, ein ebensolches Riesenschwert über dem Habichtshaupte schwingend wie derjenige im Saal? Ja, klangen die furchtbaren Waffen nicht singend und scheppernd aneinander, daß die Funken sprühten, daß der Geruch von erhitztem Stahl sich verbreitete? Und war das entsetzliche Röcheln, das Stöhnen und Gurgeln, das Fluchen nicht *doppelt*, eins das Echo des andern – in einem Saal, worin, wie Dürer wußte, es gar kein Echo gab?

Albrecht wurde schwarz vor Augen, ihm schwanden die Sinne. – Als er wieder zu sich kam, lag er in demselben Ruheraum, in den er neulich gebracht worden. Der Ratsdiener saß bei ihm am Bett und rieb ihm die Schläfen mit einer belebenden Essenz. „Dem Himmel sei Dank!“ rief er, als Dürer die Augen aufschlug. „Er ist wach!“ Dies sagte er offenbar zu jemandem anders, und Dürer gewahrte, daß auch der zweite Ratsdiener zugegen. Beide erzählten ihm nun, was sich begeben.

Der Ratsdiener nämlich, der Dürer das Portal geöffnet hatte, hörte plötzlich Lärm aus dem Saal: Fluchen und Schimpfen und wohl auch das Klirren von Waffen. Daraufhin sei er sofort zu seinem Kameraden gestürzt, der ebenfalls in einer der unteren Kammern des Rathauses wohne, und beide seien in größter Hast herauf nach dem Saale gelaufen. Hier bot sich ihnen ein grausiger Anblick. Solfaterra war mit dem Schwert in das Bild gerannt, genau in die Brust des gemalten Doppeltgängers, und hatte nicht nur die Leinwand durchstoßen, sondern

auch noch ein Stück des Mauerwerks dahinter. Die riesenhafte Waffe stak so fest, daß er sie offenbar nicht mehr herauszuziehen vermochte. Bei dem Versuch, es dennoch zu vollbringen, mußte ihn der Schlag getroffen haben, denn er stand, Schaum vor dem Munde, die großen Hände wie Habichtsklauen um den Griff des Schwertes gekrampft, stocksteif da. Die glasigen Augen starrten dem Gegner ins ebenfalls verzerrte Antlitz, das wie im Spiegel ihm aus dem Bilde entgegenstierte. – Während sich einer der Ratsdiener, nachdem sich beide vom ersten Schrecken erholt, um Dürer kümmerte, der wie leblos in der Nähe der Türe lag, lief der andere nach dem Arzt. Der kam – es war derselbe, der Albrecht neulich betreut –, und seiner ärztlichen Kunst gelang es, Dürer schnell aus seiner Ohnmacht zurückzuholen. Sie brachten ihn herauf, und während der eine Ratsdiener bei ihm blieb, ging der andere mit dem Arzt wieder hinunter. Verwundert betrachteten sie dort das seltsame Bild des Todes, das sich ihnen vor dem Gemälde Albrecht Dürers bot. Der Arzt untersuchte Solfaterra flüchtig, er war tot. Das Leben war in ihm erstarrt noch in der Stellung, die er zuletzt in dem furchtbaren Zweikampf eingenommen. Arzt und Ratsdiener hatten Mühe, ihn von der Waffe zu lösen. Das Schwert selbst wurde von drei starken Handwerkern, die der Diener herbeirief, unter Aufbietung aller ihrer Kräfte aus der Wand gezogen. – Solfaterra ward aber noch am selben Tage auf einem Nebenplatze des Friedhofs der Stadt begraben.

Der Arzt kehrte zu Dürer zurück, gefolgt von dem treuen Mathias, den jener natürlich sofort von dem Vorfall unterrichtet hatte. Mathias vermochte kaum zu sprechen, als er den Freund so liegen sah, zum wiederholten Male derart ermattet und in demselben verhängnisvollen Zimmer. Die hellen Tränen stürzten ihm aus den Augen, er wollte hin zu Albrecht, ihn in die Arme schließen. Der Arzt litt das aber durchaus nicht, sondern untersuchte Albrecht aufs neue und sorgfältig. Dann flößte er ihm eine stärkende Medizin ein. Endlich erhob sich Albrecht, und Mathias konnte den Freund umarmen. „Eine starke Natur habt Ihr, Meister Dürer“, sprach der Arzt, „daß Ihr beide Vorfälle unbeschadet überstanden. Es ist keine Gefahr. Herr Magister Salmasius und ich selbst, wir werden Euch nach Hause geleiten.“ Dürer dankte den treuen Ratsdienern für die schnelle und tatkräftige Hilfe. Die beiden verbeugten sich und gingen. Dürer erhob sich und ver-

ließ ebenfalls das Zimmer, von Mathias und dem Arzt gestützt. Als sie eine Treppe tiefer am Kaisersaal vorbeikamen, wollte der Arzt rasch weiter. Doch Dürer hielt ihn fest mit zurückgekehrter Kraft, löste sich von den beiden und trat hinein in den Saal. Mathias und der Arzt folgten notgedrungen.

Dürer ging hin zu dem Gemälde, betrachtete es kurz, und nichts in seinem Gesicht verriet eine sonderliche Bewegung. Ganz ruhig sprach er zu den beiden, die hinter ihm standen, indem er sich besonders an den Freund wandte: „Was meinst du, Mathias, wie soll ich es nennen? Mir fällt jetzt erst auf, daß ich dem Bilde noch keinen Namen gab." Mathias trat einen Schritt vor und sah dem Freund offen in die Augen. In deren braunen Tiefen begann sich das Schaffen des Künstlers schon wieder zu regen. Dann blickte Mathias auf das Bild. „Der Reiterkampf", sagte er. Dürer ging dicht an das Bild heran. Er hob die Hand und fuhr mit dem Finger leicht in die Spalte der Leinwand, die Solfaterras Schwert hinterlassen. „Das werde ich irgendwie schließen müssen", murmelte er. „Vielleicht, daß es –" Er unterbrach sich, und an Mathias gewendet, sprach er laut: „Dein Vorschlag ist brav, Mathias – aber doch, verzeih mir, was weniges zu nüchtern." Er wandte sich an den Arzt. „Und Ihr, Herr Medikus? Was sagt Ihr?" – Der Arzt blickte lange auf das Bild. Dann sah er Dürer prüfend an. „Der Feind", sagte er ruhig.

Dürers Augen leuchteten auf. „Sieh, Mathias, das ist nicht brav – doch es ist gut!" Und, zu dem Arzt gewendet: „Ich danke Euch. Ja, so soll das Bild heißen: ‚Der Feind'."

* * *

Anmerkung, nachgetragen

Hundertneunundsiebzig Jahre später: Der Autor Klaus Deterding muß natürlich, aus urheberrechtlichen wie aus Gründen der Fairneß, am Schluß darauf hinweisen, wo „Hoffmann" aufhört und „Deterding" beginnt. (An seinem Todestag, am 25. Juni 1822, wollte Hoffmann noch abends am *Feind* weiterdiktieren. Er kam nicht mehr dazu.)

Nun, die ‚Bruchstelle', die hoffentlich keine echte ist, sei hier verraten. Sie befindet sich auf Seite 48: Mit „Hier habt Ihr, mein Freund Mathias, die ganze Tendenz meiner Kunst" endet Hoffmann – der Satz danach ist „Deterding".

Den Hoffmann-Text habe ich nach der Ausgabe des Walter de Gruyter Verlages, erschienen 1957-1962 in Berlin, wiedergegeben.

Berlin-Lankwitz, im November 2001 Klaus Deterding

Das nicht fertig gewordene Werk eines anderen Autoren zu beenden, ist mutig – beinahe tollkühn. Es „gültig" zu beenden, aber mehr. Dazu gehört Hingabe, dazu ist es erforderlich, sich völlig in den Dienst des anderen zu stellen: des Werks und des Autors. Genau das ist im vorliegenden Fall mit E.T.A. Hoffmanns Erzählfragment *Der Feind* gelungen. Das Ergebnis ist eine sprachliche Leistung höchster Konzentration – und eine regelrecht spannende Lektüre.

ISBN 3-8260-2247-5